Sagenschatz der stadt Weimar und ihrer umgegend

Ellen Wintzer Mitzschke (Frau.), Paul Gottfried ...


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



Sagenschatz

der

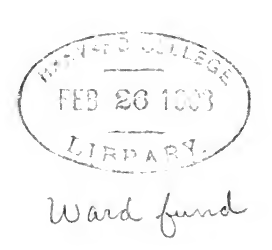
Stadt Weimar und ihrer Umgegend

Von

Ellen und Paul Mitzschke



Weimar
Hermann Böhlaus Nachfolger
1904



Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

Ihrer Königlichen Hoheit

der Frau Großherzogin

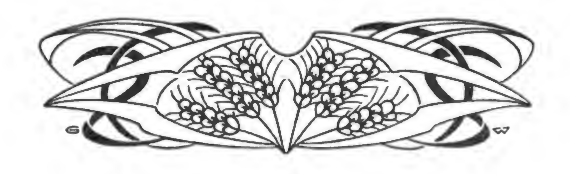
Caroline

von Sachsen-Weimar-Eisenach

geb. Prinzessin Reuß ä. L.

untertänigst

zugeeignet.



Vorwort.

Die Herausgabe der Sagen von Weimar und Umgegend bedarf kaum einer Rechtfertigung; gab es doch bis jetzt kein selbständiges Buch über den Gegenstand. Während die Nachbarstädte Erfurt, Jena, Naumburg, ja sogar das kleine Berka seit längerer oder kürzerer Zeit örtliche Sagenbücher besitzen, fand Weimar nur in den allgemeineren Sagensammlungen eine karge Auslese seines Sagenstoffes. Erfüllt von dem Wunsche, die lehrreichen und ausdrucksvollen Kundgebungen der Volksseele, die sich in den Sagen darstellen, auch für die Stadt Weimar in ein Ganzes zusammenzufassen und dadurch der Folklore nicht minder wie der Heimatkunde einen Dienst zu leisten, legte vor einer Reihe von Jahren mein Mann, der Großherzogliche Archivrat Dr. Paul Mitzschke, zu vorliegender Sammlung den Grundstock und vergrößerte ihn Schritt für Schritt durch gelegentliche Ergänzungen. Da er sich aber behindert sah, die Arbeit planmäßig zum Abschlusse zu bringen, zog er mich vorerst zur Mithilfe heran und

überließ mir endlich die eigentliche Durchführung der Aufgabe, wobei mir jedoch sein Rat und Beistand immer zur Seite blieben.

An dem ursprünglichen Entwurfe ist durch meine Mitarbeiterschaft nichts geändert worden. Neben dem, was im engsten Sinne Sage genannt wird, haben wir dem Unergründlichen, Seltsamen und Geheimnisvollen in Prophezeiungen, Vorzeichen, Naturwundern, Ahnungen, Traumgesichten u. dergl. ein Plätzchen eingeräumt. Auch volkstümliche Benennungen, Redensarten, Sprichwörter und Auslegungen, die sich auf Persönlichkeiten oder Orte des Sagengebietes beziehen, glaubten wir nicht ausschließen zu sollen. Dagegen sind wir von der Sitte mancher Sagensammler insofern abgewichen, als wir sonstige kleine Anekdoten, Charakterzüge und Vorkommnisse, deren geschichtliche Wirklichkeit sich nachweisen läßt, nicht mit aufgenommen haben.

Der geographische Umfang unserer Sammlung begreift die Stadt Weimar und ihre Umgegend, aber der Kreis um Weimar ist nicht nach allen Seiten hin gleichmäßig weit gezogen. Nach Osten zu sind wir bis in die Nähe der Stadt Apolda gegangen, die als Mittelpunkt eines eigenen Sagenkreises früher oder später doch einen besonderen Sammler ihrer Sagen finden wird. Am weitesten dehnt sich unser Gebiet im Norden aus, denn in dieser Richtung fehlt es auf viele Kilometer hin an erkennbaren neuen Sagenmittelpunkten; eine Linie, die von Buttstädt nach Vogelsberg läuft und diese beiden Orte mit einschließt, bezeichnet dort unsere Grenze. Im Westen bildet das Sagengebiet der Stadt Erfurt, wie es in der Sammlung von Kruspe abgesteckt ist, eine gegebene Schranke, die wir bloß hinsichtlich des Dorfes Nohra überschritten haben. Für den Süden mußte die Grenzlinie schon vor Berka

gezogen werden, weil dieses Städtchen durch die novellistischen „Ilm-sagen“ von A. v. B. bereits bedacht ist. Es ist daher die Linie Hetschburg als Grenze angesetzt worden, und nur ganz im Südwesten und im Südosten haben wir je ein südlicher gelegenes Dorf (Tonndorf und Obersynderstedt) noch berücksichtigt.

Für die Reihenfolge der Sagen ist der örtliche Grundsatz maßgebend gewesen, weil bei ihm die größte Übersichtlichkeit des Stoffes zu erreichen war. Den ersten Hauptabschnitt des Buches bildet die Stadt Weimar selbst, den zweiten die Ortschaften der Umgegend. Im ersten Abschnitt sind diejenigen Stücke vorangestellt, die sich auf die ganze Stadt beziehen oder nicht an einen bestimmten Punkt derselben anknüpfen lassen. Sodann ist als Mittelpunkt der Marktplatz behandelt worden, und um ihn herum gruppieren sich weiter der Osten, Norden, Westen und Süden der Stadt in angegebener Folge. Die nämliche Reihenfolge der Himmelsrichtungen herrscht im zweiten Abschnitt für die Ortschaften der Umgegend: mit den Dörfern im Osten Weimars ist der Anfang gemacht worden, mit denen im Süden der Beschluß.

Aufrichtigster Dank sei all den zahlreichen Damen und Herren entboten, die uns bei Sammlung des Stoffes so erfolgreich Hilfe geleistet haben, daß unter den 204 Nummern unseres Buches 40—50 neue nach mündlichen oder schriftlichen Mitteilungen gegeben und außerdem viele gedruckte nachgeprüft werden konnten. Der Zweig Weimar des Thüringerwald-Vereins hat, wofür ihm ebenfalls Dank gebührt, in seinen Kundgebungen zweimal (Zeitung „Deutschland“ 1900 Nr. 116 vom 28. April, erstes Blatt, Seite 2, und in den „Mitteilungen des Thüringerwald-Vereins Weimar“ 1904 Nr. 10 vom Januar, Seite 1) zur Einsendung von Beiträgen für

die entstehende Sagensammlung aufgefordert, leider fast ohne Erfolg. Die umfängliche gedruckte Literatur, deren Durchforschung nötig war, ist uns von der Verwaltung der Großherzoglichen Bibliothek hierselbst stets in zuvorkommender Weise zugänglich gemacht worden, sodaß wir uns auch ihr zu Danke verpflichtet fühlen.

Die allgemein-deutschen und die speziell-thüringischen Sagensammlungen lieferten beinahe sämtlich nur dürftigsten Ertrag, mit alleiniger Ausnahme von August Witzschels „Sagen, Sitten und Gebräuchen aus Thüringen", in deren zwei Bänden sich zum ersten Male eine größere Anzahl Weimarischer Sagen vereinigt findet. Von der Braumüller'schen Verlagsbuchhandlung in Wien ist uns in dankenswerter Bereitwilligkeit die Erlaubnis erteilt worden, diese Stücke unserem Buche einzuverleiben. Die Hauptmenge schon gedruckter Weimarischer Sagen aber steckt zerstreut in einer weitschichtigen Literatur über die verschiedensten Gegenstände und mußte daraus zusammengetragen, vielfach auch erst in angemessene Form gegossen werden. Wir hoffen nicht allzuviel übersehen zu haben. Einer Vollständigkeit nahezukommen haben wir bloß hinsichtlich der Stadt Weimar versucht; für die Orte der Umgegend begnügten wir uns mit dem, was sich ohne zu große Mühe erreichen ließ. Es soll uns lieb und erwünscht sein, aus dem Leserkreise Ergänzungen und Nachträge zu erhalten. Vielleicht öffnet sich nach dem Erscheinen unseres Buches auch noch dieser und jener Mund, der sich vorläufig nicht entschließen konnte, uns etwas mitzuteilen. Die Erfahrung bei unseren persönlichen Forschungen hat uns gezeigt, daß neben den hochgebildeten Kreisen, in denen man die literarische und kulturgeschichtliche Seite der Sagen würdigt, vornehmlich nur die untersten Volksschichten, denen die Sagen vielfach

noch als Wahrheit gelten, gern aus ihrer Wissenschaft beizusteuern pflegen. In den breiten Schichten der Bürgerschaft aber begegneten wir häufig einer großen Zurückhaltung und Scheu, sich mit Sagen zu befassen. Aus handschriftlichen Stadtchroniken und Annalen konnten wir nur ein paar Nummern entnehmen, da Weimar gar nicht viele Quellen dieser Art besitzt. Ein besonderer Abschnitt am Schlusse des Buches gibt für jede Sage die Quellennachweise und, soweit erforderlich schien, ein Weniges von Anmerkungen.

Was die Form anbetrifft, so sind die Sagen auf Grund der besten Vorlagen in schlichter Weise und ohne Verbrämung wieder=gegeben. Teilweise führen sie sich wie Erzählungen wirklicher Er=eignisse ein, teilweise sind sie durch die Art des Ausdrucks („wie die Sage berichtet“, „es soll“ usw.) in ihrem Wesen gekennzeichnet. Nicht überall war eine unveränderte Beibehaltung des mündlich empfangenen Wortlautes angängig, weil manche der Berichte in ihrer Fassung zu wünschen übrig ließen. Auch an den gedruckten Vorlagen sind nach Tunlichkeit Wiederholungen und Breiten be=seitigt worden. Offensichtliche Ausschmückungen und Zutaten früherer Schriftsteller sind möglichst wieder abgestreift. Namentlich ist das geschehen mit dem novellistischen Aufputz, durch den Chr. A. Vulpius und etliche Spätere die ursprüngliche Einfachheit der Überlieferung verwischt haben. Soweit sich neben diesen Umgestaltungen noch im Volksmunde oder in älteren Drucken der unverfälschte Kern erhalten hat, war es natürlich leicht, die ursprüngliche Fassung zu geben. Vielfach aber sind die novellistischen Bearbeitungen ins Volk eingedrungen und haben sich allmählich ganz an die Stelle des schmucklosen Alten gesetzt; in Fällen dieser Art war nicht immer mit Sicherheit eine reinliche Scheidung der Bestandteile

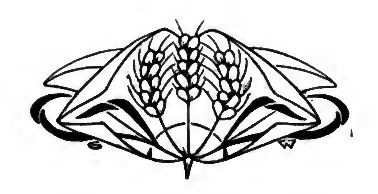
herbeizuführen, und unsere Versuche dazu wollen nur als solche betrachtet und beurteilt sein. Bei Aufnahme poetischer Sagenbearbeitungen sind lediglich Rücksichten auf den Inhalt maßgebend gewesen.

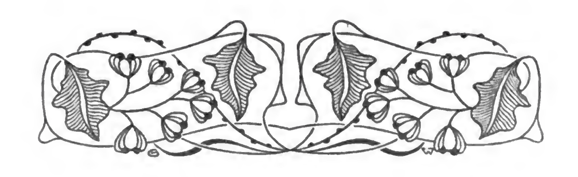
So möge denn unsere Sammlung hinausgehen, um an ihrem bescheidenen Teile der Wissenschaft zu dienen und die Freude an der Heimat zu fördern!

Alle Zuschriften über das Buch wolle man an die unterzeichnete Adresse richten.

Weimar, im August 1904.
Bankstraße 2.

Ellen Mitzschke
geb. Wintzer.





Inhaltsverzeichnis.

I. Die Stadt Weimar.

a) Allgemeines und Unlokalisierbares.

b) Der Marktplatz.

II. Weimars Umgegend.

b) Lehnstedt.

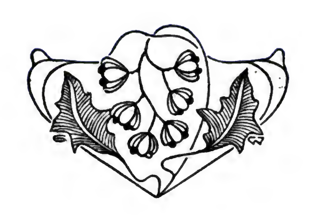
c) Kapellendorf.

d) Kleinromstedt, Oberroßla.

e) Pfiffelbach, Wersdorf nebst den Wüstungen Gassela und Putschendorf.

f) Das Rödchen, Groß- und Kleinobringen, Liebstedt.

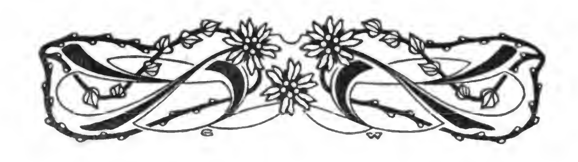
g) Daasdorf b. B., Buttelstedt.



I.

Die Stadt Weimar.





1.

Weimars Name.

Als eine der ältesten Siedelungen Thüringens, deren Ursprung bis in die Anfänge der christlichen Zeitrechnung hinaufreicht, hat Weimar auch einen ehrwürdigen Namen (Winmar, Wimmar, Wimar), dessen Sinn und Bedeutung sich dem allgemeinen Verständnis nicht mehr verrät. Das Bedürfnis, den unverständlichen Namen zu erklären, hat der geschäftigen Sage willkommenen Anlaß geboten zu allerlei volksmäßigen Lösungen des Rätsels. In der zweiten Hälfte des Namens findet die Sage eins der Worte Mark oder Markt, im ersten Teil aber den Wein oder die Wenden oder die Weide oder das Zeitwort weihen, und deutet demnach Weimar als Weinmarkt oder wendische Mark oder geweihte Mark oder Weihmarkt oder Weidenmark. Auch von einem Weinmeier, der den Ort angelegt haben soll, leitet man wohl den Namen her, anderer gelehrter und ungelehrter Absonderlichkeiten zu geschweigen. Erst die neueste Zeit hat in -mar das alte verloren gegangene Wort mar = Sumpfland, Moor, Teich richtig erkannt, während der erste Teil der alten Namensform Win-mar entweder als der adjektivische Dativ wihen = heiligen oder als das Hauptwort win = Trift, Weide zu erklären ist.

2.

Weimars Ausdehnung.

Wie die Sage geht, besaß Weimar in alten Zeiten einen weit größeren Umfang denn jetzt, indem sowohl Lützendorf wie Oberweimar als Vorstädte dazu gehörten und der Ketten- oder Goldbrunnen im Mittelpunkte der Stadt auf dem ehemaligen Marktplatze lag.

3.

Kobolde.

In verschiedenen Häusern Weimars will man früher Kobolde beobachtet haben, die teils harmlosen Unfug trieben, teils den Bewohnern bösartiger mitspielten. Einer dieser Geister ging auf Spinnenbeinen und trug eine Zipfelmütze, ein anderer flog den Leuten, wenn sie seinem Treiben durch Wohnungswechsel entgehen wollten, beim Umzug als Feder nach und setzte im neuen Hause sein Wesen weiter fort.

4.

Die Ziegenschinder.

Die rauhen Ost-, Nordost- und Nordwinde, deren schneidender Hauch aus der Richtung des Dorfes Schöndorf her oftmals empfindlich über Weimar dahinstreicht, werden vom gemeinen Mann der Stadt als „die Ziegenschinder“ oder auch als Schöndorfer Winde bezeichnet.

5.

O. S. W. N.

Die Bezeichnung der vier Himmelsrichtungen durch die Buchstaben O. S. W. N. auf Dächern, Wetterhäuschen und Turm-

spitzen wird vom Volksmunde gedeutet als die entrüstete Frage: Ochse, siehste Weimar nicht?

6.

Tolpatsch.

Das Wort Tolpatsch, hergeleitet von dem magyarischen talpas (= breitfüßig), galt ursprünglich für eine bestimmte Art ungarischer Fußsoldaten oder Polizisten. Zum spöttischen Ausdruck für einen täppischen und ungeschickten Menschen soll es sich erst in Weimar unter Herzog Ernst August umgewandelt haben. Der militärliebende Herzog wollte nämlich zur Bewachung seiner Schlösser und Jagdhäuser eine besondere Kompagnie errichten und ließ in Ungarn durch einen seiner Offiziere Tolpatschen dafür anwerben. In Weimar eingetroffen, wurden diese Leute wegen ihres plumpen und ungeschlachten Wesens oft zur Zielscheibe des Spottes, und ihr Name „Tolpatsch“ übertrug sich dadurch bald auf alle Personen, die in ihren äußeren Sitten jenen angeworbenen Soldaten glichen.

7.

Die Laubfrösche.

Als es noch keine Eisenbahnen gab, zogen die Jenaer Studenten gern scharenweise zu Pferd in Weimar ein und pflegten dabei dermaßen zu schreien und zu lärmen, daß oft Soldaten der Stadtgarnison zu ihrer Bändigung und wohl auch zur Festnahme einzelner einschreiten mußten. Aus Ärger und Verachtung legten die Studenten den Soldaten wegen ihrer grünen Uniform die spöttische Bezeichnung „Laubfrösche“ bei. Dieser Spitzname wurde dann auch von der Bürgerschaft aufgegriffen und hat sich im Gebrauch erhalten, bis Sachsen-Weimar seine eigene Militäruniform aufgab.

8.
Die nächtliche Wehklage.

Wenn in Weimar ein Feuer ausbrechen soll, oder dem Fürstenhause oder der Stadt sonst ein Unglück droht, so wandelt in der Nacht ein uraltes, schattenhaftes und gespenstisches Klageweiblein wimmernd und unter jammervollen Gebärden durch die Straßen und gibt so eine Warnung vor dem kommenden Unheil.

9.
Weimars Sagen.

In Weimar ist von alter Zeit
Manch seltne Eigentümlichkeit
  Zu Hause stets gewesen;
Beweise bringt dafür genug
Manch altehrwürdig Sagenbuch,
  Das ich seither gelesen.

Es läg' dort einfach in der Luft
Der Muse süßer Seelenduft
  Wie nirgendwo auf Erden;
Und wer dort lang genug verweil',
Der könne zu der Menschheit Heil
  Ein großer Dichter werden.

Dort sei der Sänger Gnadenort,
So klingt ein alt Prophetenwort
  Im sechzehnten Jahrhundert.
Drum hat die ganze Herrlichkeit
Der großen Goethe-Schiller-Zeit
  Mich niemals sehr gewundert.

Doch seit man in die Brunnen schaut
Und überall Kanäle baut
  Zu Gas- und Wasserwerken,
Ist leider von dem heil'gen Geist,
Wie selbst wohl dieses Lied beweist,
  Fast gar nichts mehr zu merken.

Auch in der Ilm ist es vorbei
Mit jener schönen Wasserfei,
  Von der die Dichter sangen.
Das Leben in dem seichten Fluß
War auf die Dauer kein Genuß —
  Sie ist davon gegangen.

Und nur das graue Klageweib
Mit spukhaft dürrem Spinnenleib,
  Das nächtlich ward gesehen
Und Kunde gab von nahem Tod,
Von Kriegsgefahr und Feuersnot,
  Das konnt' nicht untergehen.

Doch nicht, wenn Mitternacht längst schlug,
Wenn ich mich sacht nach Hause trug,
  Hört' ich ihr Klagen, Weinen,
Nein, morgens immer in der Früh',
Wo andere Gespenster nie
  Dem Erdensohn erscheinen.

Dann kam, wohl oft im Sonnnenschein,
Das graue Weib zu mir herein
  In meine stille Kammer,
Riß bei den Haaren mich empor
Und schrie mir schauerlich ins Ohr:
  „O Jammer, Jammer, Jammer!"

Br. Eelbo.

10.

Wunderbare Himmelserscheinungen.

Im Jahre 1517 sah man in Weimar Kreuze am Himmel stehen.

Anno 1550 soll es in Weimar, Eckartsberga und deren Umgegend Getreide geregnet haben, das gemahlen und verbacken ein Brot vom besten Geschmack ergab.

Am 10. Februar 1555 standen über dem Ettersberge drei Sonnen.

Im Jahre 1556 sah man in Zwickau drei Sonnen, in Weimar einen Kometen und in Umpferstedt vier Wagen schnell am Himmel dahinfahren.

Am 10. Dezember 1557 standen in Weimar drei Sonnen am Himmel, eingeschlossen von einem Regenbogen; in demselben Jahre soll es in ganz Thüringen Brot geregnet haben.

Am 28. März 1565 ließ sich in Weimar am hellen Tage ein Stern vier Stunden lang am Himmel sehen; man fand in ihm ein Vorzeichen herannahender Kriegsgefahr. (Grumbachische Händel.)

Ähnlich erblickte man am 4. März (Sonntag Invokavit) 1571 in Weimar von 9 Uhr abends an die ganze Nacht hindurch ein großes Feuerzeichen am östlichen Himmel. Seine Strahlen waren anfänglich weiß, auch bläulich, später von roter Färbung. Sie gingen tief herab und mit Brausen ineinander, daß etliche meinten, es brennten Häuser vor dem Tor. Die Prediger und wohl die Hälfte der Einwohner sahen die Erscheinung mit Entsetzen.

Nach einem großen Unwetter am 27. Juli 1574 zeigte sich in Weimar abends um 10 Uhr am Himmel ein vollkommener Regenbogen und blieb etwa 1/2 Stunde lang stehen.

Im Juli des Jahres 1581 brachte man einen Donnerkeil von 39 Pfund Gewicht und 1/2 Elle lang, 1/4 Elle dick nach Weimar vor die Regierung. Er war bei Niederreißen in das Gerstenfeld

des Kaspar Wittich niedergeschossen und hatte dabei den Erdboden unter großem Staubaufwirbeln zwei Mann hoch in die Höhe getrieben. Beim Anschlagen gab er Feuerfunken von sich. Er wurde nach Dresden in die Kunstkammer geliefert und soll sich noch jetzt dort befinden.

Am 7. Juli 1602 gegen Mittag, zu eben der Stunde, da Herzog Friedrich Wilhelm I. zu Weimar starb, ist vom Hofprediger David Meise und vielen anderen ein feuriges Zeichen am Himmel über Weimar gesehen worden.

Zu Weimar, Arnstadt und anderwärts in Thüringen sah man am 22. März 1615 drei Sonnen am Himmel stehen, und vom 30. Juli desselben Jahres an wurden in Weimar, Berka und sonst in Thüringen, auch in Franken und Meißen etliche Tage lang beim Untergang der Sonne fliegende feurige Drachen am Himmel gesehen, die man auf bevorstehenden Krieg deutete.

11.

Die thüringische Sündflut.

Die schreckliche Überschwemmung vom 29. Mai 1613, die ganz Thüringen heimsuchte und in Weimar nicht bloß 44 Gebäude einstürzte, sondern auch 74 Menschen und 200 Stück Vieh ertränkte, wurde von den Zeitgenossen „Thüringische Sündflut" benannt, weil man in ihr ein göttliches Strafgericht erblickte und aus den Buchstaben des lateinischen Wortes IVDICIVM (Gericht), als Ziffern gerechnet, die Zahl 1613 herauslesen konnte. An der ehemaligen Burg- oder Kegelmühle (abgebrannt 1882) zeigte ein Strich die Höhe an, die das Wasser bei jener Überschwemmung erreicht hatte.

12.
Der todverkündende Geist.

Ein Bürger von Weimar war schnell gestorben. Zu einer Arbeit, die in der folgenden Nacht im Hause verrichtet werden sollte, war eine Tagelöhnerin bestellt. Diese kam, ohne von dem Tode des Mannes etwas zu wissen, zur festgesetzten Frühstunde. Als sie mit Licht den Hof betrat, kam ihr der Mann entgegen. Sie bot ihm guten Morgen, er aber erwiderte den Gruß nicht, sondern sprach zu ihr mit ernster Miene: „Bestelle Dein Haus, denn um 11 Uhr bist Du tot." Bestürzt eilte die Frau in das Haus und erfuhr hier, daß der Mann gestorben sei, folglich nur sein Geist mit ihr gesprochen haben könne. Sie ging heim, bestellte ihr Haus und starb genau zur angegebenen Stunde durch einen Schlagfluß. Die Angehörigen des verstorbenen Mannes hatten der Frau ihr Gesicht anfangs nicht glauben wollen, später aber sahen sie den Geist einigemale selbst. Sein Erscheinen war dadurch verursacht, daß der Mann in tiefer Trauer über das Zurücklassen seiner unerzogenen Kinder hingeschieden war. Bald nach ihm starb auch seine Witwe.

13.
Der nächtliche Besucher.

Es lebte einmal eine ehrbare Witwe als Erzieherin in einem Gasthofe zu Weimar. Einst erwachte sie in der Nacht und sah mit Schrecken einen Mann in veralteter, anscheinend geistlicher Tracht vor ihrem Bette stehen. Dieser redete sie an und sprach, sie solle sich aufmachen und mit ihm in Tucks Garten gehen, da werde sie ihr Glück finden. Als die erschrockene Frau keine Antwort gab, schied der Geist mit der erneuten Mahnung, ihm zu folgen, und mit dem Versprechen, wiederzukommen. In der folgenden Nacht erschien er, obwohl die Tür verriegelt war, abermals und trug sein Begehren vor, erhielt aber von der geängsteten Frau

wieder keine Antwort. Seitdem verging einige Wochen hindurch selten eine Nacht, in der sich der Geist nicht eingestellt und dieselben Worte an sie gerichtet hätte, doch stets ohne Erfolg. Einmal wagte die Frau den Geist zu fragen, ob er ein guter sei, und erhielt bejahende Antwort. Aus Angst nahm die Frau eine Dienstmagd mit in ihr Gemach. Beide wachten die halbe Nacht und schon glaubte die Frau, diesmal Ruhe zu haben, da die gewöhnliche Zeit des Erscheinens vorüber war, als der Geist sich doch noch einfand und redete wie immer. Nachdem er verschwunden war, fragte die Frau ihre Genossin, ob sie den Geist gesehen und gehört habe. Aber das Mädchen schlief und wußte nach dem Erwachen von nichts, denn sie war, wie sie angab, beim Erscheinen des Geistes in Schlaf gesunken. Durch die wiederholten Erscheinungen wurde die Frau schwermütig und sann auf Mittel, von dem Geiste loszukommen. Sie wandte sich an ihren Beichtvater und dieser riet ihr, sie solle den Geist fragen, ob sie ihn mitbringen dürfe. Als sie dies in der nächsten Nacht tat, erhielt sie keine Antwort, der Geist verschwand vielmehr sogleich und erschien ihr nie wieder.

14.

Die Kindesmörderin.

In einem jetzt abgerissenen Hause gebar eine Magd, als sie Kartoffeln für das Vieh kochte, heimlich ein Knäblein. Da sie ihre Herrin jeden Augenblick erwarten mußte, beschloß sie, das Kind schleunig zu töten, und warf es daher in die glühheiße Mischung von Kartoffeln und Wasser. Als die Frau eintrat, bemerkte sie das veränderte Aussehen der Magd und fragte nach dem Grunde. Die Magd versuchte sich herauszureden, aber die wallende Flüssigkeit trieb ein Ärmchen des Kindes empor, und so war sie verraten. Sie wurde festgenommen, gerichtet und enthauptet. Nach ihrem Tode erschien sie eine Zeit lang in der Küche ihrer früheren Herrin, wo sie das Verbrechen begangen hatte.

15.

Der unterirdische Gang.

Vom Rathause soll ein unterirdischer Gang unter dem Marktplatz und den Cranachhäusern hin bis zum Roten Schlosse führen.

16.

V. D. M. I. Æ.

An der Vorderseite des Stadthauses stehen zwischen zwei Schilden (Kurschwerter und sächsische Raute) die Buchstaben V. D. M. I. Æ. mit der Jahreszahl 1526, die den Beginn des Hausbaues anzeigt. Es sind die Anfangsbuchstaben des Spruches (1. Petri 1, 25) Verbum domini manet in aeternum (des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit). Dieser Spruch war die Losung Friedrichs des Weisen, Johanns des Beständigen, der den Bau des Stadthauses befahl, sowie Johann Friedrichs des Großmütigen und verschiedener schmalkaldischer Bundesgenossen. Über die Entstehung dieses Wahlspruches berichtet die Sage folgendermaßen.

Als einmal Kurfürst Friedrich eine neue Münze schlagen lassen wollte, befahl er Herrn Georg Spalatin, nachmals Pfarrherrn zu Altenburg, ihm etliche schöne runde Sprüche aus Gottes Wort aufzuschreiben, aus denen er dann einen auslesen wollte. Deren hat denn Spalatin eine ziemliche Anzahl zusammengebracht. Unter allen aber hat der Kurfürst an dem angeführten Sprüchlein solchen Gefallen getragen, daß er es nicht bloß auf die Münze hat schlagen lassen, sondern überhaupt zu seinem Wahlspruch auserkoren hat. Fast alle seine Junker haben es zur selbigen Zeit in Farben gestickt auf ihren Kleidern getragen. Auch seine Nachfolger gebrauchten dies Sprüchlein und so ist im ganzen Kurfürstentume, sonderlich in den Städten, kaum ein Haus zu sehen gewesen, daran die Buchstaben V. D. M. I. Æ. nicht gestanden hätten. Ja, es ist selten ein Kind zu finden gewesen, dem diese lateinischen Worte nicht bekannt gewesen wären.

In Weimar stehen die fünf Buchstaben auch an der Vorderseite des Hauses „Zum schwarzen Bären" am Marktplatze Nr. 20, das aus jener Zeit stammt, und am Grabgitter Johann Friedrichs des Großmütigen in der Stadtkirche. In dem benachbarten Gaberndorf sind an vielen Häusern alte Steine mit diesen Buchstaben eingemauert.

17.

Die Cranachhäuser.

Lukas Cranach d. Ä. hatte, wie die Sage erzählt, einen Bruder, der Baumeister war. Dieser habe nicht allein das jetzt Hoffmannsche Haus am Marktplatze (Nr. 11) erbaut, sondern auch das daneben liegende (Nr. 12). Das letztere sei von ihm selbst bezogen worden, während sein Bruder, der Maler, in dem ersteren gewohnt habe.

18.

Todesankündigungen.

Der Hofbuchhändler Karl Ludolf Hoffmann hatte einige Jahre nach dem Tode seines Vaters, der auch Buchhändler gewesen war, einen merkwürdigen Traum. Ihm träumte, sein Freund, der Oberkonsistorialassessor König führe ihn über einen grünen Anger hinab unter die Erde. Einige Zeit gingen sie im Dunkeln fort, bald aber wurde es heller und immer heller und es öffnete sich ein glänzendes Zimmer. In diesem saß Hoffmanns Vater. Er sah seinen Sohn unwillig an und sprach: „Was willst Du? Jetzt hast Du hier noch nichts zu tun, aber Du wirst hierher kommen, wenn Deine Freunde König und Wahl Dir vorangegangen sind." Einige Zeit nach diesem Traume starb der Assessor König, der Superintendent Wahl in Allstedt starb Anfang 1780 und zur selben Zeit fiel auch Hoffmann in seine letzte Krankheit. Während derselben träumte ihm einmal, ein heftiger Orkan stürze das Hintergebäude seines Hauses (Markt-

platz Nr. 11) über ihm zusammen und er werde davon erschlagen. Als er aufwachte, erzählte er diesen Traum und fügte hinzu: „Nun sterbe ich.“ Sein Tod erfolgte in der Tat bald darauf am 30. März 1780.

Nach alter Sage kündigt sich in diesem Hause der Tod eines Bewohners jedesmal acht Tage zuvor an, indem auf dem Dachboden ein starkes Geräusch entsteht, als ob eine schwere steinerne Kugel mit Gewalt hingeworfen würde und dann über den ganzen Bodenraum rollte. Das Geräusch wird von allen Bewohnern vernommen mit Ausnahme desjenigen, dem der Tod bevorsteht.

19.

Die Träume des Kanzlers Christian Brück.

Der Kanzler Dr. Christian Brück, dem das Haus Nr. 11 des Marktplatzes gehörte, träumte einst, er trete in das Gemach des Herzogs Johann Friedrichs des Mittleren und sehe darin weiter nichts als auf einem Tische ein goldenes Becken nebst einer Spritze. Wie er nun in die anstoßende Kammer ging, sah er dort seine Freunde und ihre Frauen alle mit Blut bespritzt. Erschrocken darüber, wachte er auf, schlief aber bald aufs neue ein. Da träumte ihm, in seinem und seines Freundes Wilhelm von Grumbach Leibe befinde sich ein Bienenstock und man nehme ihnen den Honig mit Gewalt heraus. Die Träume gingen nach dem unglücklichen Ausgange der Grumbachischen Händel in Erfüllung. Als Gotha am 13. April 1567 kapituliert hatte, mußten Grumbach und Brück nebst anderen an den Exekutor Kurfürsten August von Sachsen ausgeliefert werden. Grumbach ward am 18. April 1567 lebendig gevierteilt und ihm das Herz aus dem Leibe gerissen, danach Brück auf gleiche Weise hingerichtet. Brücks Haupt und Glieder wurden auf öffentlicher Landstraße bei Gotha ausgehängt, aber von mitleidiger Hand heimlich im Felde begraben.

20.

Tetzel.

In dem Hause an der Ecke des Marktplatzes (Nr. 13) gegenüber dem Gasthof zum Erbprinzen befand sich früher auf dem Giebel des Hintergebäudes das steinerne Brustbild eines Mannes in alter seltsamer Tracht und darüber eine hohe Spitzsäule. Nach der Sage war dieses Bildwerk dem Ablaßkrämer Tetzel zum Spott errichtet worden, der bei seinem Aufenthalt in Weimar 1508 in diesem Hause gewohnt haben soll.

Ein düsteres Kämmerchen des ersten Stockwerkes in demselben Hause zeigt in der Wand eingemauert und versteckt hinter Gestellen das steinerne Brustbild eines schmalgesichtigen Kriegers mit Pickelhaube und gewaltigem Schnurrbart. Der unvermutete Anblick dieses Bildnisses, dessen Bedeutung unbekannt ist, hat den Mägden beim Arbeiten in dem Kämmerchen zuweilen solchen Schrecken eingejagt, daß sie entsetzt geflohen sind und von einer Spukerscheinung gesprochen haben.

21.

Die Grafen von Weimar und Orlamünde.

Nach alter Überlieferung soll die Fruchtbarkeit der Grafen von Weimar und Orlamünde so groß gewesen sein, daß für die Kinder der Familie bisweilen acht Ammen gleichzeitig mußten gehalten werden. Trotzdem ist das sprossenreiche Geschlecht vom Fluche des Aussterbens ereilt worden zur Strafe dafür, daß einstmals im Frevelmut der jüngeren Grafen einer, um die Tauglichkeit und Schärfe seines neuen Schwertes zu erproben, einen harmlosen Schäfer niedergestreckt hat.

22.

Der Landesvater.

Von den Bewohnern der Stadt Weimar wird erzählt, daß sie in allen großen und kleinen Verlegenheiten Beistand und Hilfe bei ihrem Landesvater suchen. Daher ist die sprichwörtliche Redensart entstanden: „Wenn sich in Weimar jemand einen Rock machen läßt, so bittet er beim Großherzog um das Futter dazu.“

23.

Wilhelm der Tapfere.

Von Herzog Wilhelm III. oder dem Tapferen von Sachsen († 1482) ging das allgemeine Sprichwort: „Wenn Herzog Wilhelm seine Sporen anlegt und über den Schloßhof in Weimar schreitet, so hört man sie durch ganz Thüringen, ja im ganzen Reiche klingen, und wer's verursacht hat, mag sich vorsehen.“

24.

Der Traum Johann Friedrichs des Großmütigen.

Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige saß nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft einst im Schlosse zu Weimar und war beim Zurückdenken an die Geschehnisse seines Lebens in seinem Lehnstuhl eingeschlafen. Da erschien ihm im Traum ein Mann von ehrwürdiger Gestalt und sprach zu ihm: „Lieber Mann, wenn Du hättest den, der Dich erzog, der Dich ernährte, der immer bei Dir war und Deine Weisen wohl weiß, so wäre Dir geholfen.“ — „Jawohl,“ seufzte der Kurfürst noch im Traume, erwachte aber darüber sogleich. Danach trat sein Beichtvater herein; dem erzählte er den Traum und sagte: „Ich hoffe nun bald zu dem zu kommen, der mich wohl kennt.“ Dies geschah auch kurze Zeit danach, als Johann Friedrich am 3. März 1554 aus dieser Welt schied.

25.

Der Sprung im Kurfürstenbild.

Das lebensgroße Holztafelgemälde Johann Friedrichs des Großmütigen von Lukas Cranach d. J., das jetzt im Museum aufgehängt ist, hat manche Wanderungen erlebt und befand sich früher einmal auch im Fürstenstande der Schloßkapelle. In dieser Zeit geschah es, daß während der Predigt an Pauli Bekehrungstage (25. Januar) 1695 das Gemälde mit heftigem Knall von oben bis unten einen Riß bekam. Herzog Wilhelm Ernst, der dem Gottesdienste beiwohnte, untersuchte persönlich die Beschädigung des Bildes und es fand sich da, daß der Riß von der rechten Schulter bis hinunter an den Fuß gelaufen war, aber das Kurschwert in Johann Friedrichs linker Hand unversehrt gelassen hatte. Das Ereignis verursachte besorgliches Aufsehen und nicht geringes Bedenken, denn man erblickte darin ein Vorzeichen drohender Gefahr für den evangelischen Glauben des Hauses Sachsen, wie denn auch Prinz Christian August von Sachsen-Zeitz noch in demselben Jahre und Kurfürst Friedrich August der Starke von Sachsen 1697 zum Katholizismus übertraten.

26.

Johann Wilhelms Traum.

Herzog Johann Wilhelm (geb. 1530) stand noch in seinen besten Jahren, als er, nachdenklich über seine abnehmende Gesundheit, 1573 einmal in tiefen Schlaf verfiel. Da träumte ihm, er sehe auf dem Schloßhofe in Weimar einen großen Zug vorüberziehen, bei dem sich viele musizierende und singende Engel befanden. Hinter diesen schritt ein großer Engel, der alle anderen überragte, und trug auf seinem Rücken eine Tafel mit der Inschrift: „Bringet mir diesen zur Ruhe." Am folgenden Morgen erzählte der Herzog seinen Räten diesen Traum und deutete ihn auf sich. Er entschlug

sich fortab aller weltlichen Dinge und starb auch bald darauf am 2. März 1573.

27.

Johann Friedrich VI.

Prinz Johann Friedrich VI. (geb. 1600) war, wie die Überlieferung sagt, ein ungestümer und widerspenstiger Knabe, der nach dem Tode seines Vaters Johann († 1605) der Mutter Dorothea Maria viel Kummer bereitete. Da nun die Mutter, durch solches Betragen zurückgestoßen, sich mehr mit ihren übrigen Söhnen abgegeben habe, sei Johann Friedrich gegen seine Brüder von solchem Groll erfüllt worden, daß er einmal mit der Pistole nach Bernhard, dem Liebling der Mutter, geschossen und auch sonst Brüder, Mutter und Dienerschaft tödlich angefeindet und verfolgt habe. Ein Ofenschirm, der, von einem Kugelloche durchbohrt, früher im Schlosse vorhanden war, soll diese Beschädigung bei dem Schusse Johann Friedrichs gegen Bernhard erhalten haben. Ja, selbst ein Ölgemälde, das einen Prinzen mit der Pistole in der Hand darstellte, wollte man auf diesen Vorgang beziehen. Später beschäftigte sich Johann Friedrich viel mit magischen Künsten, und auch hieran haben sich mancherlei Sagen geknüpft. Oftmals soll der Prinz einsam in das Webicht geritten sein und mit dem bösen Feind in Gestalt einer alten Frau viel verhandelt haben. Einmal, als er in die Eichenleite (wo jetzt Belvedere steht) spazieren gegangen sei, habe er mit dem Teufel in Gestalt eines alten Kerls einen Bund geschlossen und sich ihm mit seinem Blute verschrieben. Auch durch seine freie und kritische Stellung gegenüber der Kirche und dem Autoritätsglauben geriet Johann Friedrich bei den befangenen Zeitgenossen in den Ruf der Teufelhaftigkeit und wurde deswegen schließlich wie ein Verbrecher und Sträfling in härteste Haft gelegt, wo sich sein Geist allmählich umnachtete. In seiner eisenvergitterten Zelle im zweiten Stockwerke des Kornhauses starb er plötzlich in

der Nacht des 17. Oktobers 1628, wie es scheint in einem Tobsuchtsanfall. Die Wache vor der Tür hörte in jener Nacht den Unglücklichen erst lange wie mit einer anwesenden Person sprechen, dann vernahm man einen Lärm, als ob der Gefangene die Wände hinaufliefe, schließlich geschah ein schwerer Fall und dann blieb alles still. Als man öffnete, lag der unglückliche Prinz tot auf dem Boden in seinem Blute, das noch aus Mund und Nase herausfloß. Die abergläubische Sage berichtete, Johann Friedrich sei in Stücke zerrissen gewesen oder der Teufel habe ihm den Hals umgedreht und ihn geholt, weil die Bundeszeit abgelaufen gewesen sei, und man habe von dem Prinzen weiter nichts gefunden als auf dem Hofe vor dem Kornhause seine Handschuhe und ein Stück seiner Degenkoppel. Wohin man den Leichnam des unglücklichen Prinzen gebracht hat, ist nicht bekannt. Die Sage behauptet, er sei im Kornhause selbst insgeheim bestattet worden. Ein nageldurchbohrter Schädel, den man dort einmal ausgegraben, soll der des Prinzen gewesen sein. Nach anderer Erzählung soll er nebenan im Gerichtsgebäude beigesetzt worden sein, und noch lange habe man dort eine Steinplatte gezeigt, unter der sein Körper ruhe. Sein unversöhnter Geist spielt in der Sage vom löschpapiernen Prinzchen (Nr. 72) noch bis in die Gegenwart hinein eine Rolle. Da die Träger des Namens Johann Friedrich im Ernestinischen Hause immer von schwerem Unglück heimgesucht worden waren, ist diese Namensverbindung seitdem nie wieder einem Prinzen gegeben worden.

28.

Herzog Bernhard.

Als Herzog Bernhard von Weimar 1636 in Paris weilte, wurde er mit großer Auszeichnung behandelt. Die Franzosen sollen ihm damals den Beinamen „Deutsche Reichssäule" gegeben haben.

29.

Blutiges Wasser im Schloßgraben.

Im Anfang des Jahres 1547 zeigte sich im Schloßgraben zu Weimar eine Quelle von blutroter Farbe, und um dieselbe Zeit ward die Sonne blutrot gesehen. Man fand darin später ein Vorzeichen der unglücklichen Schlacht von Mühlberg.

Am Pfingstfest (2. Juni) 1555 hat sich im Schloßgraben hinter der Renterei die rotfarbige Quelle mit Wallen und Sieden von neuem gezeigt und den ganzen Graben rot gefärbt. Am folgenden Mittwoch, an dem eine Finsternis war, blieb die Erscheinung aus, am Donnerstag aber brach die rote Quelle an vier Stellen wiederum stark hervor. Das Wasser war klar und durchsichtig wie roter Wein und nicht von einem greifbaren Farbstoff getrübt.

Am 23. Juli 1602, zwei Wochen nach dem Tode des Herzogs Friedrich Wilhelm I. ward von Einheimischen und Fremden im Schloßgraben abermals blutfarbiges Wasser gesehen.

30.

Der klingende Nagel.

Im Jahre 1573 und wiederum 1587, ebenso schon mehrmals früher, hat in der fürstlichen Renterei zu Weimar ein Nagel oder Haken von selber geklungen. Nach den Aussagen alter Leute soll dieser Erscheinung jedesmal eine Veränderung im Hause Sachsen folgen.

31.

Das brennende Licht.

Es war in vergangenen Tagen eine allgemeine Sage, daß im Schlosse zu Weimar vor dem Absterben einer fürstlichen Person ein brennendes Licht erscheine.

32.
Die geheimnisvolle Versammlung.

Vorzeiten war ein Türke im Residenzschloß angestellt, um Öfen und Beleuchtungsgeräte zu bedienen und jeden Abend, wenn die Schloßbewohner zur Ruhe gegangen waren, nachzusehen, ob alle Feuer- und Lichtstätten in Ordnung seien. Als er so einmal seinen Rundgang machte, fiel ihm ein Lichtschein auf, der aus dem Schlüsselloch eines saalartigen Zimmers hervordrang. Er schaute durchs Schlüsselloch in das Zimmer, das als Rumpelkammer diente, und bemerkte, wie alles daraus weggeräumt war, bis auf eine große schwarzgedeckte Tafel in der Mitte. Ein brennendes Licht stand auf derselben und ringsherum saßen viele vermummte Gestalten. Eine derselben hatte sich erhoben und hielt eine Ansprache, die mit den Worten schloß: „Und es soll und muß sein!" Dabei zerbrach der Redner ein weißes Stäbchen, das er in der Hand gehalten hatte. In diesem Augenblicke schlug es 1 Uhr und alles verschwand. Aufs höchste erschrocken erzählte der Türke am nächsten Morgen die Wundererscheinung, aber niemand wollte ihm glauben. Da trat er zur Bekräftigung seiner Aussagen zum Christentum über, beschwor alles und nahm das Abendmahl darauf. Noch am nämlichen Tage brach Feuer aus und das ganze Schloß brannte nieder.

33.
Der warnende Geist.

Während des dreißigjährigen Krieges wollte eine feindliche Partei Weimar überfallen und hatte sich in der Nacht heimlich am Ettersberge gelagert. Da geschah es, daß dem jungen Prinzen Johann Ernst ein kleines weißgekleidetes Knäblein vor das Bett kam und zu ihm sprach: „Mein Herrchen, es ist eine große Gefahr vorhanden, feindliche Soldaten wollen Weimar plündern, es kann aber solches noch abgewendet werden. Darum stehet auf

und saget solches Eurem Herrn Vater." Nach dieser Rede ging das Knäblein wieder weg. Der Prinz stand auf und verlangte vom Kammerdiener, der eben noch den Abendsegen las, in seines Vaters Schlafgemach geführt zu werden. Anfangs weigerte sich dieser, aber der Prinz ließ nicht ab, bis ihn der Kammerdiener hineinführte, und da erzählte er, was er eben gesehen und gehört hatte. Herzog Wilhelm achtete dieser göttlichen Warnung wohl, ließ die Sache sogleich untersuchen, und da man sie richtig befand, wurde durch schleunige Maßnahmen das Unglück von der Stadt abgewandt.

Man hat auch eine andere Fassung dieser Sage. Als Herzog Wilhelm während des dreißigjährigen Krieges einmal in seinem Bette lag, stand plötzlich sein verstorbenes Kind vor ihm, weckte ihn und zeigte auf seine nahestehende Rüstung, als ob er sie anlegen solle. Der Herzog sprang erschrocken auf, legte die Rüstung an und folgte dem Kinde bis in den Schloßhof, wo es verschwand. Zur selben Zeit ertönte, von unsichtbarer Hand geläutet, die Sturmglocke über die Stadt dahin. Bürger und Soldaten erwachten und eilten bewaffnet vor das Schloß, wo eben Boten anlangten mit der Nachricht, daß vom Ettersberge her fremde Soldaten anmarschierten. Man rückte den Feinden entgegen, diese zogen sich zurück, und so entging Weimar einem schrecklichen Schicksal.

34.

Der Prinz.

Der Türmer ist ein werter Mann,
Der Stadt und Menschen retten kann;
Doch wenn der Hüter Gott nicht wacht,
Ist nichts mit seinem Tun gemacht.
Nach Nord und Osten zu die Stadt
Gar hohen Berg zum Schutze hat

Mit eines Waldes dichtem Kranze
Und einem Ort, die Schwedenschanze.
Dort einst ein Heer von Feinden stand.
In Weimar wußte das niemand.
Die hatten wohl gar Schlimmes vor!
Zwar gab es damals noch ein Tor
Und Mauern um die alte Stadt,
Doch wenig das zu sagen hat.
Was ist der allerstärkste Schutz
Vor wilder Krieger List und Trutz?
Sie hatten vor, fein in der Nacht
Zu schlagen uns mit großer Macht.
Da macht ein Knäblein diese Banden
Mit Gottes Hilfe ganz zu Schanden:
Der Sohn von Johann Ernst allhier.
Darob, Gott, Dank und Preis sei Dir!
Der Prinz will just zur Ruh sich legen
Und betet seinen Abendsegen,
Da steht zur ungewohnten Zeit
Ein fremder Mann an seiner Seit'
Und nickt gar freundlich zum Gebet:
„Erhört wird, was ein Kind erfleht
Mit Mund und Herz und reinem Sinn.
Lauf flugs zum lieben Vater hin!
Der Schwede lauert vor der Stadt,
Daß er des zeitig Sorge hat. —
Die Herde ruht, der Hirt soll wachen
Und für den Herrn die Runde machen."

Der Prinz will stracks zum Vater eilen,
Da zwingt der Diener ihn, zu weilen:
„Das täte not, die Faselei'n
Dem Schlafenden ins Ohr zu schrei'n,

Die Leute all' im Schloß zu wecken,
Die Bürgerschaft gar aufzuschrecken!"

Doch unser Prinzchen reißt sich los
Und kömmt zum Herzog bar und bloß,
Berichtet, daß bedroht die Stadt,
Und, wer es ihm verkündet hat.
Noch spricht er. Horch! bim! baum! vom Turm
Sankt Petri läutet's hellauf Sturm.
Dem Herzog däucht, daß hier Gefahr
Und Gottes Hilfe offenbar,
Er schlägt die Warnung nicht in Wind,
Steht auf, schickt Wachen aus geschwind.
Die sagen an, daß nah' der Schwed'
Auf Schöndorfs Höhen dräuend steht.
Der, als er sah, was sich begab,
Zieht schnell mit langer Nase ab.

Ein Glöcklein hörte man sonst läuten
Allnächtlich noch in unsern Zeiten.
Verschlief der Glöckner jene Stunde,
So gab es ohne Glöckner Kunde,
Daß unser Gott mit Hilfe nah,
Wenn groß die Not, kein Retter da.

K. Sondershausen.

35.

Der weiße Mann.

Als der Burgvogt und Schloßleutnant Michael Zünckel Freitag den 31. August 1666 nach der Predigt des Schloßkaplans Dr. Nikolaus Topf aus der Sakristei der Weimarischen Schloßkapelle fortging, hörte er im Schlosse nach dem Saale zu ein Geräusch, als ob Türen geöffnet würden. Da der regierende Herzog

Johann Ernst II. mit seiner ganzen Familie und dem Gefolge damals vor der Pest geflüchtet war und in Ilmenau Hof hielt, ging Zünckel nach dem Saale und gewahrte dort zu seinem Erstaunen die fünf Kinder des Herzogs nebst etwa 14 anderen Personen. Unter letzteren befand sich ein schöner alter Mann mit breitem weißen Barte und einem kleinen Barett auf dem Haupte. An seinem weißen silbergeblümten Kleide war der Kragen mit Perlenstickerei versehen und hinten in die Höhe geklappt; die Füße steckten in kurzen gelben Stiefelchen. In seiner linken Hand trug der Greis einen kurzen goldenen Stock, in der rechten eine gelbe Fahne mit schwarzem Adler. Als Zünckel auf ihn zuging, begann der Fremde zu reden, und zwar mit westfälischer Aussprache, sein Hauch duftete dabei wie Balsam und Blumen. Seine Rede bezog sich auf den Prinzen Johann Georg, den er seinen Enkel nannte, und er prophezeite, dieser werde in einem halben Menschenalter ein großer Kavalier werden und von Gott eine Fahne erhalten, — er wies dabei auf die in seiner rechten Hand — die er in der Festung Prag aufpflanzen solle. Es würden demselben Zwillinge geboren werden, deren einer zweierlei Augen haben, aber durch die Amme verwahrlost werden würde. Der andere bekomme eine fliegende Hand und solle groß werden, müsse aber viel Unglück ausstehen. Ein dritter Sohn werde den Namen Johann Georg bekommen wie sein Vater und diesem im Regimente folgen; viele würden sich bis 1691 die Köpfe daran zerstoßen. Wenn die Pauke im Schloßsaale zu Weimar erklingen werde, solle die Linie zu Altenburg aufhören.

Am 25. November 1667 kam Zünckel vormittags zwischen 10 und 11 Uhr mit dem Ziegeldeckermeister vom Schloßdach herunter, wo der Sturm Schaden angerichtet hatte, und ging durch den großen Saal. Da stand der weißbärtige Mann allein wieder an derselben Stelle und fragte den Burgvogt, wo er gewesen sei. Auf dessen Antwort sagte er: „Daran hast Du recht getan. Sage Deinem Herrn Johann Ernst, er solle gutes Mutes sein. Es sind zwei Prinzen da, und einer von ihnen wird groß werden und seinen

Vettern helfen. Er soll sich hüten, daß er sich nicht selbst ums Leben bringt. Dein Herr wird seine Jahre auf 63—65 bringen und es werden sich noch große Kriege zutragen wie nie zuvor, denn die Kröten wollen nicht ruhen."

Als am 8. April 1668 der Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg zu Besuch in Weimar war und Zünckel mit seiner Frau, der er von den früheren Erscheinungen erzählt hatte, im großen Tafelzimmer die Fenster schloß, sagte die Frau beim Umsehen erstaunt: „Da steht ja der weiße Mann wieder, er ist doch gar zu hübsch." Zünckel gebot aber seiner Frau, sich nicht weiter um die Gestalt zu kümmern, und sie entfernte sich, ohnedaß der Alte geredet hätte.

Am 30. April 1670 befand sich Zünckel mit dem Schlosser im Audienzzimmer, wo an der Tür etwas auszubessern war, und ging dann nach dem sogenannten Kurfürstengemach. Dort sah er wieder den weißen Mann mit zwei Pagen stehen; er trug ein braunes Gewand, die Pagen blau-weiße Livreen. Zu Zünckel sagte er: „Hüte Dich, es wird in vierzehn Tagen groß Sturmwetter geben." Der Burgvogt ging darauf ohne Erwiderung zum Schlosser zurück. Da tat es einen großen Knall, so laut wie Donner, und die Tür schlug hinter ihnen zu.

Auch in späteren Zeiten und bis auf die Gegenwart soll die Erscheinung des weißen Mannes im östlichen Flügel des Schlosses beobachtet worden sein. Der Mohr, der um 1875 als Kammerdiener des Landesherrn angestellt war, und andere sahen die Erscheinung mehrmals und beschrieben sie als einen großen Mann mit weißem Bart und in weißer Kleidung, der an ihnen vorbeihuschte und auf den Treppen polterte.

36.

Der eingemauerte Sarg.

Einstmals herrschte in Weimar ein schroffer und rücksichtsloser Fürst, der die Gold- und Lebenstinktur besaß. Ein Lieblingshund

desselben pflegte an den Markttagen die Bänke der Fleischer räuberisch heimzusuchen, die damals vor dem Schlosse an den früheren Küchenteichen ihren Stand hatten. Lange wagte es niemand, dem naschhaften Tier etwas anzutun, endlich aber vertrieb ihn doch ein Meister von seinem Stand und sagte: „Wenn du mir wiederkommst, schlage ich dir die Beine entzwei.“ Als der Hund aufs neue herankam, warf der Fleischer in Wut ein Beil nach ihm. Der Herzog hatte den Vorgang vom Schloßfenster aus wahrgenommen. Er ließ den Meister auf der Stelle festnehmen und bestimmte ihn ohne weitere Untersuchung für den Galgen. Als die Exekution vor dem Schlosse ihren Anfang nahm, trat der Herzog wieder an sein Fenster, um zuzusehen, brach aber in demselben Augenblick, vom Schlag getroffen, tot zusammen. Seine Leiche blieb gebannt an die Schloßgruft, in der er mit einem Geldsäckchen unter dem Kopfkissen begraben ward. Als nach dem Schloßbrande von 1774 die fürstlichen Särge aus der eingestürzten Gruft zunächst in ein anderes Gewölbe des Schlosses und von da später (1824) nach der neuen Fürstengruft auf den Friedhof überführt wurden, vermochte keine Menschenkraft jenen Sarg von der Stelle zu bringen. Den Arbeitern, die sich vergeblich abmühten, erschienen über dem Sarge feurige Augen und andere schreckenerregende Spukgesichte. So mußte man sich entschließen, den Sarg an seiner ursprünglichen Stelle einzumauern, und dort soll er noch immer vorhanden sein. Nach anderer Erzählung ist er zwar mit in die neue Fürstengruft geschafft worden, aber von selbst an seinen früheren Platz zurückgekehrt.

37.

Unterirdische Verließe.

In dem alten Schlosse, das 1774 abbrannte, sollen unterirdische Löcher gerade unterhalb des Fürstensaales gewesen sein. Herzog Ernst August habe in launenhafter Hartherzigkeit viele Jahre lang

Menschen in diesen Löchern schmachten lassen. Auch wird erzählt, daß im Schlosse ein großer Schatz vergraben liege.

38.

Der Schloßbrand 1774.

Viele Leute sollen den Schloßbrand von 1774 im Traume vorausgesehen haben. In der ganzen Stadt redete man daher schon eine Woche, ehe das Unglück geschah, davon, daß ein großer Brand bevorstehe.

39.

Die Bastille.

Als letztes Überbleibsel des alten Schlosses, das Landgraf Friedrich der Einfältige 1439 erbauen ließ, besteht noch die sogenannte Bastille am Burgplatz, in der früher die Amtsgefängnisse waren. Wie die Sage geht, verdankt das Bauwerk, das sonst „die Burg" hieß, seine Benennung einigen Hofdamen, die bei Einweihung des jetzigen Schlosses keinen Platz in diesem fanden, sondern sich in das alte Gebäude bequemen mußten und demselben aus Spott die Bezeichung des einstigen Pariser Staatsgefängnisses beilegten.

40.

Das schwarze Ungetüm.

In früheren Zeiten mußten jede Nacht zwei Männer mit Laternen alle zwei Stunden zur Aufsicht einen Rundgang durch das Schloß machen. Oftmals fand diese Wache in dem westlichen Flügel des Schlosses ein schwarzes Ungetüm liegen, das einem Pudelhund ähnlich war. Niemand wagte diesem Tier etwas anzuhaben und die beiden Wachtmänner gingen immer vorsichtig um dasselbe herum.

41.

Das Gespenst der Hofdamen.

Den Hofdamen zu Weimar war am Ende des 17. Jahrhunderts ein Geist so ungewogen und überlästig, daß er dieselben allenthalbenhin verfolgte, sogar in ihr Gemach im Schlosse, ja in das der Fürstin und bis an die Mittagstafel. Der Geist schlug die Damen mit Ruten so handgreiflich, daß sie laut schrien und daß man die Spuren des Gespensterzornes als fingerdicke Striemen an ihren Hälsen, Armen und Händen sehen konnte. Der Hofprediger rief: „Das sind keine vestigia zärtlicher Küsse!"

42.

Herzog Bernhards Stallmeister.

Herzog Bernhard, der Held des dreißigjährigen Krieges, hatte unter seiner Dienerschaft einen Stallmeister, der sich auf Reiten, Ringen und Fechten über die Maßen wohl verstand, sonst aber in Üppigkeit und Wollust und alle erdenklichen Sünden und Laster tief versunken war. An seinem Leibe war er so hart wie Stein, daß weder Schuß noch Stich an ihm haften konnte, und darum hatte er auch nichts weniger als den Tod zu fürchten. Im Kampf und Schlachtgewühl bediente er sich stets eines verdächtigen kohlschwarzen Hengstes, den sonst niemand reiten konnte. Solange er diesen unter sich hatte, war er vollends sicher und ohne Furcht, auch war ihm dann keiner im Reiten, Rennen und Jagen überlegen und er hatte überall großes Glück. Endlich aber kam das Verhängnis über ihn. Seine unbeschreibliche Kühnheit machte ihn nämlich so verwegen, daß er ganz blind und rasend in die Feinde eindrang und bei einer solchen Gelegenheit von den Kroaten umringt und gefangen wurde. Dabei hatten sich die Säbel und Pistolen der Kroaten weidlich an ihm versucht, jedoch ganz ohne Schaden und Wunden. Die Kroaten waren nicht wenig verwundert, daß ihre

scharfen Säbel des Schneidens und Durchdringens so gar vergessen hatten und ihre Kugeln stumpf geworden waren. Deshalb erdachten sie eine List. Sie gruben den Stallmeister bis an den Hals in die Erde, sodaß nur sein Kopf herausragte. Dann schossen und warfen sie mit großen eisernen Kugeln solange nach dem Kopfe, bis der Stallmeister endlich sterben und seine Seele dem Teufel zur Beute hinterlassen mußte, denn seine große Tapferkeit war nicht in der Natur gegründet, sondern vom Teufel hergekommen.

43.

Die drei Säulen.

Zwischen der Stern- und Kegelbrücke liegen am rechten Ilmufer gegenüber der Waschanstalt halb im Boden versunken die Überreste von drei Säulen. Vordem befanden sich dieselben aufgestellt wie die Ruine eines griechischen Tempels auf dem Berge über der Waschanstalt, an deren Stelle damals ein rotes Haus stand, das auch der Anhöhe dahinter den Namen „Rothäuser Berg" gegeben hatte. Ursprünglich gehörten die Säulen zum Residenzschlosse und sanken beim Brande 1774 mit in Trümmer. Die Sage erzählt, daß diese drei Säulen nach dem Schloßbrande ohne Menschenhilfe von unsichtbaren Geisterhänden aus dem rauchenden Schutthaufen nach dem Rothäuser Berg versetzt worden seien.

44.

Die Altenburg.

Auf der Höhe über dem rechten Ilmufer soll vor Zeiten ein kaiserliches festes Schloß „der Hornstein" gestanden haben, wo jetzt die sogenannte Altenburg liegt. Im 17. Jahrhundert befand sich dort noch ein tiefer Ziehbrunnen, der nach und nach zugeschüttet worden ist. Aus den Werkstücken und Mauersteinen des in Trümmer

zerfallenen alten Hornsteins soll der erste Schloßbau an der Stelle des jetzigen Residenzschlosses aufgeführt worden sein.

45.

Das Erdmännlein.

Es geht die Sage, daß vorzeiten im Berge unter der Altenburg ein kleines Erdmännlein gehaust habe. Das sei oft an der Ilm hin- und hergewandelt und habe im Wassersande die Goldkörnchen gesammelt, um daraus Brautringe zu schmieden. Allemal wenn eine fürstliche Verlobung bevorgestanden habe, sei das Erdmännlein im Schlosse erschienen und habe zwei goldene Ringe abgeliefert.

46.

Das Hölzchen.

Oftmals haben Lebensmüde an den Bäumen des Schießhaushölzchens durch Erhängen ihr Ende gesucht und gefunden, während andere unterhalb des Hölzchens in den Wassertod der Ilm gegangen sind. Viele Leichen solcher Unglücklichen liegen an einer Ecke des Schießhaushölzchens begraben. Dort ist es zur Nachtzeit nicht geheuer, denn die Geister der Selbstmörder gehen mit leisem Jammern um und setzen die Vorüberschreitenden in Schrecken.

47.

Der Soldat und die Nixe.

Ein Soldat ging im Webicht auf dem unteren Tiefurter Wege, um sich in den Gebüschen Stöcke zum Ausräumen des Gewehres zu schneiden. Als er damit beschäftigt war, drang aus der nahen

Ilm zuerst ein Geplätscher, dann schallendes Gelächter an sein und beim Umsehen gewahrte er im Flusse ein nacktes schönes Weib mit goldglänzenden langen Haaren; das winkte ihm, rief ihn bei seinem Namen und fuhr dann fort zu plätschern und zu lachen. Der Soldat enteilte, so schnell er konnte.

48.

Spuk im Webicht.

Im Webichthölzchen läßt sich nachts ein Reiter sehen, der seinen Kopf wie einen Hut unter dem Arme trägt. Er verfolgt die Leute und führt sie irre, kann aber nicht aus dem Holze heraus, daher man vor ihm sicher ist, sobald man das Holz verlassen hat.

Zuweilen zeigt sich der Geist auch anders. So gingen einige Mädchen in das Webicht, Beeren zu suchen. Als sich eins von ihnen zu einem dichten Gebüsch beugte, sah es darunter die obere Hälfte eines Mannes in Jägerkleidung aus der Erde ragen, als wenn er darin mit halbem Leibe verscharrt wäre. Er drohte mit dem Finger, und das Mädchen floh schreiend davon.

Zu anderen Zeiten liegt nachts ein großer schwarzer Pudelhund mit feurigen Augen am Wege und erschreckt die Vorübergehenden, oder eine weiße Kuh äfft durch ihr Erscheinen die Wanderer.

Ein unheimlicher Spukort ist besonders die sogenannte Lehmgrube am Rande des Webichts bei der Straße nach Süßenborn.

49.

Der Schatz im Webicht.

Es soll im Webicht viel Geld vergraben sein, besonders ein großer Schatz, den die Franzosen nach der Schlacht bei Jena unter einer Birke verscharrt haben. Von einem andern Baum, an dessen

erster Gabelung noch jetzt verwachsene Buchstaben und Ziffern zu lesen sind, soll die Stelle eine bestimmte Anzahl von Schritten entfernt liegen. Manche Schatzgräber und Schatzgräberinnen haben versucht, diese Stelle zu finden, aber ohne Erfolg. Auch ein französischer Oberst, der unter Beihilfe eines Bergmanns aus Ilmenau in der Mitte des 19. Jahrhunderts nach dem Schatze grub, konnte nichts finden.

50.

Mordbrenner im Webicht.

Wie erzählt wird, haben sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts im Webicht päpstliche Mordbrenner heimlich aufgehalten. Einer derselben, Giacomo Giuliano, der es für ein verdienstliches und sündentilgendes Werk erachtete, in dem protestantisch gewordenen Lande zu sengen und zu brennen, wurde 1546 dort ergriffen. Herzog Johann Wilhelm erließ deswegen ein besonderes Ausschreiben.

51.

Backenstreiche von unsichtbarer Hand.

Hinter dem Altar der Stadtkirche ist auf der linken Seite des Chores in die Wand eine metallene Grabplatte eingelassen, die das Reliefbild der zweiten Gemahlin Johanns des Beständigen, Margareta von Anhalt († 1521) darstellt. Sie trägt ein Kinntuch und ein langes Kopftuchband und hält den Rosenkranz in den Händen. Ihre Gewandung hat ihr im Volksmunde den Beinamen „die Nonne" verschafft. Von dieser bronzenen „Nonne" erzählt die Sage, daß jedermann, der ihr einen Backenstreich versetzt, von unsichtbarer Hand deren zwei zurückerhalte.

Ebenso wird berichtet, daß man von unsichtbarer Hand geschlagen werde, wenn man unbefugterweise auf der Rückseite der

Stadtkirche den Kopf durch eines der schmalen offenen Fensterchen im Erdgeschosse des Turmes hineinstecke.

52.

Die Mönche in der Stadtkirche.

Als die Stadtkirche vorzeiten zur protestantischen Lehre überging, wurde den Mönchen verboten, je wieder einen Fuß in dieselbe zu setzen. In der Eile vergaßen sie, ihre großen Schätze mitzunehmen, die in der Kirche verborgen waren. Sie gruben deswegen vom Kornhause, wo sich ihr Kloster befand, einen unterirdischen Gang bis zur Kirche und räumten in einer Nacht alles Wertvolle daraus fort. Wegen dieser Tat mußten sie nach ihrem Tode jedes Jahr in der Christnacht eine Stunde vor der Mette erscheinen und in feierlicher Prozession solange darin umherziehen, bis der Kirchner die Lichter anzündete. Alsdann verschwanden sie wieder, einer nach dem andern. Auch wird erzählt, daß in den zwölf Nächten jedesmal zur Mitternachtsstunde ein Mönch aus dem Kornhause hervortrete und durch die Rittergasse nach der Stadtkirche wandle. Bei dem Hause Nr. 9 der Rittergasse, in dem einst die Beguinen wohnten, mache die Gestalt einen Augenblick Halt und klopfe laut an die Haustür an. Dann schreite der Mönch weiter und werfe beim Eintritt in die Stadtkirche die Tür mit solcher Gewalt hinter sich zu, daß der Knall in der Rittergasse deutlich zu vernehmen sei.

Einstmals wachte die Magd des Stadtkirchners in der Christnacht auf und meinte, es müsse Zeit sein, die Kirche zu öffnen. Da bemerkte sie, daß die Kirche erleuchtet war. Ängstlich machte sie sich auf und war sehr betroffen, als sie die Kirche voll kleiner Mönche fand, die nicht höher waren als eine Elle. Augenblicklich zog sie sich zurück, aber man hatte sie schon wahrgenommen und warf ihr eine große Kugel nach. Sie hob die Kugel auf und floh

damit. Außer sich kam sie heim, erzählte den Vorfall und starb vor dem neunten Tage. Die Kugel war von Gold und soll noch aufbewahrt werden, doch weiß man nicht von wem und wo.

53.

Das Grabmal Johann Friedrichs des Großmütigen.

Als Johann Friedrich der Großmütige in der verhängnisvollen Schlacht bei Mühlberg nach tapferer Gegenwehr gefangen vor Karl V. geführt wurde, gestattete der Kaiser in tiefem Unwillen dem Kurfürsten nur wenige Worte, ließ ihn selbst mit harten Reden an und befahl dann rasch die Abführung des Gefangenen. Karl V. soll dabei den Kurfürsten verflucht und ihm prophezeit haben, daß dereinst die Hunde sein Grab besudeln und verunreinigen würden. Um solcher Schändung zu entgehen, habe Johann Friedrich angeordnet, daß sein und seiner Gemahlin Sibylla Grabmal über den Fußboden erhöht und mit einem Gitter eingehegt werde, wie es noch jetzt in der Stadtkirche zu sehen ist.

54.

Luthers Fluch.

Einst ward der erste evangelische Stadtpfarrer von Weimar († 1559) Magister Johann Cäsius (Grau) von einem jungen übermütigen Patriziersohne Jakob Seyfried gen. Kanzler, dem er seiner Schlemmerei und Üppigkeit halber in der Kirche Vorhaltungen gemacht hatte, in der Kirche ins Angesicht geschlagen. Grau setzte Luthern von dieser schmachvollen Beleidigung in Kenntnis. Da soll Luther geantwortet haben: „Dieser Mann hat seine und der Seinigen Wohlfahrt verwirkt; man wird erfahren, daß sein Geschlecht nie auf einen grünen Zweig kommen kann, auch wird es darin zu jeder Zeit lahme und krumme gebrechliche Leute geben.“ Zur Strafe für seine Ungebühr habe der junge Mann, wie be-

richtet wird, beim Bau der Sakristei der Stadtkirche Handlanger-dienste leisten müssen. Der Fluch Luthers aber sei an seiner Familie buchstäblich auch in Erfüllung gegangen.

55.

Das Geisterglöckchen.

Auf dem kleinen Turme der Stadtkirche zu St. Peter und Paul hängt als „Schwedenglöckchen" oder „Geisterglöckchen" das frühere Rathausglöckchen, von dem die Sage geht, es habe zu zweien Malen in der Nacht von selbst geläutet oder sei von Engelhand zum Schutze der Stadt in Bewegung gesetzt worden. Zum ersten Male sei dies im 16. Jahrhundert geschehen, als Herzog Alba mit seinen Spaniern in Thüringen war und den Anschlag faßte, Weimar bei nächtlicher Weile zu überrumpeln. Schon rückten die Feinde über den Ettersberg heran. Da ertönte um 2 Uhr des Glöckleins heller Schall, und die Bürgerschaft bewaffnete sich schnell zum Widerstande. Die Spanier glaubten, ihr Plan sei verraten und zogen schleunigst wieder ab. Beim zweiten Male erfolgte das geheimnisvolle Läuten im dreißigjährigen Kriege. Die Schweden hatten sich, so erzählt die Sage, der Stadt genähert und auf den Äckern hinter der Altenburg nach dem Webicht zu Schanzen und Lager errichtet. Da schlug hell das Glöcklein an und die Bürger rüsteten sich zur Abwehr des kecken Feindes, daß dieser keinen Angriff auf die gutbefestigte und wohlbemannte Stadt wagte. Seitdem sei das Glöckchen bis 1806 jeden Morgen um 2 Uhr geläutet worden.

56.

Das Wächterglöckchen.

Es zieht ein Feindeshaufe
Dem Städtlein Weimar zu,
Wo die Bewohner schlummern
In sorgenloser Ruh'.

Zu rauben und zu morden
Trägt er in seinem Sinn,
Schon schleicht er leis im Dunkel
Am Ettersberg dahin.

Da tönt das Wächterglöckchen
Auf Peter-Pauli-Turm
Und läutet unaufhörlich
In starken Schlägen Sturm.

Erschrocken steht der Haufe,
Es drängt sich Mann zu Mann
Und ruft: „Wir sind verraten!
Auf! Rette sich, wer kann!"

Die Bürger aber springen
Vom Lager schnell empor,
Sie greifen zu den Waffen
Und eilen vor das Tor.

Sie fangen manchen Krieger
Vom Schrecken sinnverwirrt,
Der, statt davon zu fliehen,
Zum Tore sich verirrt.

Den Läuter zu erkunden,
Ist dann ihr erster Gang;
Doch niemand ist zu finden,
Der zog der Glocke Strang.

Da sprechen sie: „Geläutet
„Hat dessen Wundermacht,
„Der bei der Seinen Schlummer
„Mit Vateraugen wacht.

„Drum künde stets das Glöcklein
„Bei Nacht zur selben Zeit
„Des Ewigen Erbarmen
„Und unsre Dankbarkeit."

A. Bube.

57.

Das ausgegrabene Buch.

Beim Ausschaufeln eines Grabes, dessen Platz etwa 15 Jahre früher schon einmal benutzt worden war, fand der Totengräber am 3. April 1649 den darin bestatteten Leichnam ganz verwest bis auf die rechte Hand. Diese war nur verdorrt und hielt ein unversehrtes Exemplar von Kaspar Melissanders „Ehebüchlein". Der damalige Bürgermeister Fuhrmann ließ diese Tatsache, in der man ein Wahrzeichen und Wunder erblickte, aufschreiben und das Protokoll samt dem ausgegrabenen Büchlein in der Sakristei der Stadtkirche niederlegen.

58.

Der Geist des Pfarrers.

Die Witwe eines jungen Pfarrers sah oft um Mitternacht ihren Mann im Sterbekleide an einer Wand dahinschweben. Beunruhigt teilte sie die Sache ihrem Bruder mit, und dieser brachte nun einige Nächte in dem Zimmer zu, bis er sich mit eigenen Augen von dem Spuk überzeugt hatte. Sogleich am nächsten Morgen beschloß er, die Kommode abzurücken und die Wand dahinter zu öffnen, denn er vermutete, daß der Geist an der Wand erscheine, um die Entdeckung einer dort verborgenen Sache zu veranlassen. Man öffnete also die Wand und fand ein Schubfach mit mehreren hundert Talern. Als diese weggenommen waren, erschien der Geist nicht wieder.

59.

Der Dietrichsbrunnen.

Der Brunnen auf dem Herderplatze neben der Stadtkirche trug früher das Bildnis eines Mannes, in dem man einen Deutschordensritter namens Dietrich sehen wollte, und hieß daher Dietrichsbrunnen. Derselbe Ritter Dietrich soll mit zwei älteren gleichnamigen Ordensbrüdern auch das Haus Nr. 9 am Herderplatze erbaut haben, das als einstiger Sitz des Komturs betrachtet wird.

60.

Frau von Heygendorf.

Frau von Heygendorf, die Freundin Karl Augusts, besaß das Haus Nr. 9 am Herderplatze, das einst dem Deutschen Orden gehört hatte. Sie wurde ihres Besitzes aber nicht recht froh, denn beständig ängstete sie ein unsichtbarer Geist, der wie ein Windhauch an ihr vorüber durch die Gemächer strich, wobei ein Geräusch zu hören war, als ob ein schwerseidenes Damenkleid knisterte. Auch der Name des Gäßchens, das sich an ihrem Hause hinabzieht, behagte ihr gar nicht und sie brachte es dahin, daß mit leichter Vokaländerung aus der „Mistgasse“ eine „Mostgasse“ gemacht wurde.

61.

Tante Bernhardine.

In einem Hause der inneren Jakobstraße lebte einst eine alte Dame, die von allen nur „Tante Bernhardine“ genannt wurde. Schon längst ist sie gestorben, steht aber immer noch mit den Hausbewohnern in unheimlicher Verbindung. Sie erscheint nämlich, wenn in dem Hause ein Todesfall bevorsteht, in gespensterhafter Weise auf dem hölzernen Gange, der den Hofraum in der Höhe

des ersten Stockwerks umgibt, beugt sich weit über die Brüstung vor und ruft mit hohler Stimme einen Namen. Die also gerufene Person muß in nächster Zeit sterben.

62.

Die Luthergasse.

Nach der Volkssage soll die Luthergasse, auch Luthergäßchen genannt, ihren Namen davon tragen, daß Luther bei seinen Anwesenheiten in Weimar oftmals da hindurchgegangen sei, um von dem ehemaligen Vorwerk (jetzt Marstall), wo er gewohnt habe, in die Stadtkirche und die innere Stadt zu kommen.

63.

Der spukende Geistliche.

Ein Geistlicher, der gestorben war, spukte in seinem Hause in Weimar und ängstete die Hinterlassenen, die sich deshalb Tag und Nacht in ihren Gemächern verschlossen und verriegelten, da nach gemeinem Glauben die Geister wohl durch verschlossene, aber nicht durch verriegelte Türen dringen. Das schien aber nicht zu helfen und es blieb nichts übrig, als Erfurter Geistliche kommen zu lassen, den Geist zu bannen. Um Mitternacht wurde der Geist auf dem alten Friedhofe vor der westlichen Tür der Jakobskirche in den Kreis der Banner geladen. Er kam, kroch in einen aufgehaltenen Sack und wurde weggebracht, wie Leute aus den naheliegenden Häusern gesehen haben wollen. Seitdem kehrte wieder Ruhe in dem Hause ein.

Kurz nach dem Tode dieses Geistlichen machte der Totengräber um Mitternacht ein Grab. Da trat ein Mann im Priesterrocke zu ihm und fragte: „Was machst Du da?“ Bei dem hellen Licht seiner beiden Leuchten erkannte der Totengräber jenen Geistlichen.

Sogleich ermahnte er ihn mutig, sich zur Ruhe zu begeben. Das bekam ihm aber übel, denn der Geist gab ihm einen Backenstreich, daß ihm Hören und Sehen verging, und verschwand. Als sich der Totengräber endlich erholt hatte, ging er hinüber in seine Wohnung, erzählte den Vorfall, ward darauf krank und starb am dritten Tage.

64.
Der gespenstische Reiter.

Als im Jahre 1857 auf dem früheren Kirchhof bei der Jakobskirche der Grund zur Kinderverwahrschule gelegt wurde, beseitigte man aus einem alten Erbbegräbnis einen Sarg mit darauf liegendem Helm und zerbrochenem Schilde. Diese Beigaben zeigten an, daß der Begrabene der letzte seines adeligen Stammes gewesen sei. Bald darauf erschien an der Stelle jeden Abend nach 9 Uhr ein weißer Ritter. Mit gesenkter Lanze und abwärts hangendem Kopfe ritt er dreimal um die Kirche herum und verschwand dann wieder.

65.
Das Rollbackhaus.

Das Haus an der Ecke der Rollgasse, Breitengasse (Nr. 2) und Bürgerschulstraße, in dem schon seit langem das Bäckergewerbe betrieben wird, heißt allgemein das Rollbackhaus. Im Mittelalter war es ein Terminierhaus der Erfurter Augustiner-Bettelmönche und soll später dem Deutschordenshause zu Weimar gehört haben. Die Sage macht daher das Rollbackhaus zu einem ehemaligen Kloster, weiß ferner von unterirdischen Gängen zu berichten, die sich aus dem Keller desselben zum Goldbrunnen und bis nach Lützendorf, auf der anderen Seite aber bis unter die Stadtkirche oder noch weiter hinziehen sollen, und erzählt auch von einem zur

Feiung des Hauses in die Wand eingemauerten Kinde, dessen Gerippe man einmal gefunden habe. Allerhand weitere Sagen knüpfen sich an eine mittelalterliche Holzschnitzerei, die 1904 aus dem Hause in das städtische Museum zu Weimar überführt worden ist. Bei einem Umbau des Rollbackhauses entdeckte man 1841 im Keller den Rest jenes Schnitzwerkes, das die klagenden Frauen unter dem Kreuze Christi darstellt, und der Besitzer gab dem Bild in seinem Neubau eine würdige Aufstellung. War es schon früher in dem alten Hause nicht geheuer gewesen, so rächte sich im Neubau jede Vernachlässigung des Schnitzwerkes durch spukhafte Vorkommnisse, während seine Beachtung reichen Lohn trug. Schmückte die Magd das Bild an den drei hohen Kirchenfesten, an den Marientagen und am Magdalenentage mit grünen Zweigen und Lichtern, so fand sie später regelmäßig ein Goldstück unter demselben, und wurde das Bild auch sonst immer sauber gehalten und gepflegt, so herrschte Glück und Segen in dem Hause. Unterblieben aber diese Rücksichten oder wurde das Bildwerk von seinem gewöhnlichen Platze entfernt, dann bewegte sich eine der Figuren von selbst und ging um und böse Geister trieben im Rollbackhause ihr Wesen. Unsichtbare Hände rissen Fenster und Türen auf, schleuderten die Familie und das Gesinde aus ihren Betten, versetzten den Gesellen und Lehrlingen schallende Backenstreiche, warfen polternd und lärmend alles durcheinander, daß man meinte, das Haus stürze zusammen, und hinderten im Backofen das Anzünden des Feuers. Ja, selbst auf die Umgebung des Hauses erstreckte sich der Spuk derart, daß Leute, die nachts vorübergingen, von einer geheimnisvollen Macht gepackt, fortgeschleift und zu Boden gedrückt wurden. Erst wenn das Versäumte an dem Bildwerke nachgeholt war, legte sich jedesmal der Spuk, Ruhe und Frieden kehrten wieder, und daher ist auf die Schnitzerei, solange sie im Hause war, bis zuletzt immer die größte Sorgfalt verwendet worden.

66.
Der Goldbrunnen.

Am linken Ufer des Asbachs dicht unterhalb des Viadukts lag früher der Goldbrunnen. Beim Überwölben des Asbachs ist er zugeschüttet worden und die Erinnerung an ihn lebt nur noch in der Benennung einer Gastwirtschaft weiter. Den Namen soll der Goldbrunnen von der vorzüglichen, fast kalkfreien Beschaffenheit seiner Quelle erhalten haben, die nur von dem Wasser des nahe gelegenen, jetzt auch längst verschwundenen Silberbrunnens einigermaßen erreicht wurde. Die ganze Stadt holte früher das gesündeste Trinkwasser aus dem Goldbrunnen, und der Andrang war oft so groß, daß die Ordnung durch besondere Wachen mußte aufrecht erhalten werden. Von der Sage wurde dem Goldbrunnen außer der einstigen zentralen Lage (vgl. Nr. 2) auch Unerschöpflichkeit zugeschrieben, die sich besonders beim Brande des alten Zuchthauses gezeigt habe, als ungeheure Wassermengen für die Spritzen entnommen wurden, ohnedaß eine Verringerung des Wasserstandes eingetreten sei.

67.
Das Luisenstift.

Im Garten des Luisenstiftes am Asbach ragen aus dem Boden Gemäuerreste eines runden Turmes. Da sollen zwei Mönche begraben liegen, von denen einstmals hier zuerst ein Hospital gegründet wurde. Solange von dem Turm nur noch ein Stein auf dem andern hält, bekommt, wie die Sage weiß, die Stadt Weimar eine gewisse Geldabgabe aus Erfurt. Ein zugemauerter unterirdischer Gang, dessen Anfang im Kellergeschosse des Luisenstiftes gezeigt wird, habe nach dem runden Turme geführt. Vielfach sollen im Garten Menschengebeine ausgegraben worden sein.

68.

Der Basina-Löffel.

Ein ausgedehntes Gräberfeld der Vorzeit befindet sich im nördlichen Teile Weimars zwischen Asbach, Buttelstedter Straße und Eisenbahndamm. Bei der Bebauung dieser Stadtgegend sind Gräber der verschiedensten Kulturperioden aufgedeckt worden, am meisten solche aus den Jahrhunderten der Merovinger. In dieser Zeit (5. und 6. Jahrhundert n. Chr.) muß Weimar der Sitz einer vornehmen und reichen Hofhaltung gewesen sein, wie die kostbaren Funde von Schmuck, Gold- und Silbersachen in einzelnen Gräbern bezeugen. Das Grab einer vornehmen Frau, welches im Jahre 1897 aufgedeckt wurde, barg neben anderen wertvollen Gegenständen auch einen silbernen Löffel mit der Inschrift BASENAE. Dieser Löffel soll herstammen von der Königin Basina, Gemahlin des Basinus, der als vorletzter König in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts über das alte Königreich Thüringen herrschte.

69.

Die Laura.

Vom Volkswitz ist der Sekundäreisenbahn Weimar-Rastenberg die Bezeichnung „die Laura" beigelegt worden, weil man angeblich bei ihrer Langsamkeit immer auf sie „lauren" müsse. Ähnlich heißen in der Provinz Brandenburg beim Volke die Lokaleisenbahnen Berlin-Kremmen „Die lahme Karline", Neustadt a./Dosse-Pritzewalk „Der tolle Hengst", Paulinenaue-Neuruppin „Die stille Pauline", Paulinenaue-Rathenow „Die zahme Josephine".

70.

Hiltens Prophezeiung.

Ein unterdrückter Vorläufer Luthers, der Franziskanermönch Johannes Hilten in Eisenach († 1502) kündigte in seinen Prophezeiungen über bevorstehende Umwälzungen der kirchlichen und geistlichen Dinge auch an, das Franziskanerkloster in Weimar werde einmal zur Aufbewahrung von Waffen dienen. Diese Prophezeiung ging in Erfüllung, denn das Hauptgebäude des Klosters ward schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts, als es städtisches Kornhaus war, zu Verteidigungszwecken mit Schießscharten und Geschützen versehen, und das Nebengebäude am Klosterhof diente in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Zeughaus, wovon der Durchgang noch jetzt den Namen „Zeughof" trägt.

71.

Der gespensterhafte Mönch.

Das große düstere Kornhaus (jetzt Rechnungsamt und Musikschule) war sonst die Kirche des Franziskanerklosters, das Wilhelm der Tapfere auf Veranlassung des Bußpredigers Johannes Capistrano gegründet hatte. Seit langer Zeit steht dieses Haus im Rufe, nicht geheuer zu sein. Allgemein ist die Rede, zuzeiten komme ein grauer Mönch — es soll der letzte Klosterguardian sein, der dem Eindringen von Luthers Lehre entschiedenen Widerstand leistete — aus dem hintersten Türchen des Kornhauses, das in den Zeughof führt, und verschwinde wieder in der Mauer des anstoßenden Gerichtsgebäudes, nachdem er das Tor zwischen dem Hof und dem Gerichtsgebäude durchschritten habe. So schaute eines Sonntagsnachmittags in der Rittergasse ein Mädchen aus dem Fenster, um die heimkehrenden Kirchgänger zu betrachten. Als sie die Augen nach der anderen Seite wandte, sah sie einen Mönch aus der letzten

Tür des Kornhauses durch den Zeughof kommen und in der Ecke bei dem Tore gleichsam in die Mauer verschwinden. Ein anderes Mal gingen abends drei Knaben aus einem Hause der kleinen Windischengasse heim. Als sie an das ehemalige Beguinenhaus kamen, sprach der eine zu seinen Gefährten: „Seht ihr den Mönch?" Sie verneinten es, der Knabe aber bebte den ganzen Weg vor Furcht und sagte daheim aus, der Mönch sei aus der Haupttür des Kornhauses gekommen und mit ihnen, aber auf der andern Seite, durch die Rittergasse gegangen, bis er am Ende derselben verschwunden sei. Das Kind starb bald darauf. (Vgl. auch Nr. 52.)

72.

Das löschpapierne Prinzchen.

Nach allgemeiner Sage läßt sich der Geist Johann Friedrichs VI. sowohl im Kornhause (Franziskanerkloster), in dem der unglückliche Prinz gefangen gehalten wurde und starb (vgl. Nr. 27), wie hinter den Mauern des angrenzenden Gerichtsgebäudes, das einst zum Kloster gehörte, und selbst in dem neueren Wittumspalais (erbaut 1767) sehen. Manchmal tritt der Geist in Gestalt eines weißen Vögelchens auf, das in den Höfen der genannten Gebäude unruhig umherflattert, bald ist er unsichtbar, zumeist aber erscheint er mit oder ohne Kopf als ein Männchen von der Farbe und Dünne des grauen Löschpapiers und wird daher im Volksmunde das löschpapierne Prinzchen genannt. Als das Gerichtsgebäude früher noch in Privatbesitz war und an verschiedene Leute vermietet wurde, mochte es kein Bewohner lange darin aushalten. Eine adelige Dame mußte das Haus räumen, um Ruhe vor dem Geiste zu bekommen. Gewöhnlich verkündete in der Nacht starkes Poltern, Schlagen der Türen und dgl. seine Ankunft. In einigen Gemächern warf er die Schlafenden aus den Betten und trieb sein Wesen in allen Teilen des Zimmers zu gleicher Zeit. Kein Riegel

half. Blieb man die Nacht auf und erwartete bei Licht den Geist, so war er zur bestimmten Zeit, meist Mitternacht, mit einem Male in der Mitte des Zimmers und mißhandelte die Anwesenden. Ein Hauptmann, der um 1806 dort einzog, wollte von den Spuknissen des Hauses nichts glauben. Aber bald nach seinem Einzug ward er Tag und Nacht von dem Geiste geplagt, der bald unsichtbar, bald in Gestalt eines gelbgrauen Männchens erschien. Da erwartete einmal der Hauptmann bewaffnet und in Gesellschaft einiger Kameraden den Geist. Um Mitternacht stand dieser plötzlich im Zimmer und warf die Stühle umher. Die Krieger hieben nach ihm und es schien, als ob sie ihn spalteten, wobei es ein Geräusch gab, wie wenn man mit einem Messer durch Papier hieb, aber das Zuschlagen war erfolglos, denn der Geist blieb nicht bloß unversehrt, sondern die Hiebe verletzten vielmehr die Angreifer selbst. Auch drehte er die auf dem Tische liegenden Pistolen nach ihren Eigentümern herum und mißhandelte alle Anwesenden. Das Ende war, daß der Hauptmann die Wohnung schleunig wieder aufgab. In und am Wittumspalais hat sich der Geist unter Aufseufzen und knisterndem Geräusch zuweilen gezeigt als eine kleine graue Gestalt in nebelhaften Umrissen mit traurigen Augen und auf einen Stuhl gekauert. Die Tochter eines Dieners sah den Geist im Hof und kam ganz verstört in das Haus gesprungen. Die Hausmeisterin in ihrem kleinen Gebäude nebenan hörte nachts bisweilen in der Küche Wasser rauschen, Türen klinken und Seufzer hallen. Als sie sich abends einmal ihrem Häuschen näherte, sah sie ihre Wohnung erleuchtet, obwohl niemand daheim war; beim Öffnen der Tür strich etwas Unbeschreibliches an ihr vorüber, im Haus aber war alles wieder finster. Ein Maler, der im Palais beschäftigt war, sah einen Herrn und eine Dame in grauen Dominos und graugepudertem Haar lautlos die Treppe heraufschweben und in einem Korridor verschwinden. Der Kanzler Schmid und seine Gattin, die zeitweilig auch in einem der Spukgebäude wohnten, sollen ebenfalls von dem Geiste heimgesucht

worden sein. In dem schmalen Schlafzimmer standen die beiden Betten, getrennt durch einen Gang, an den Längsseiten der Wände, während sich an der einen Schmalseite das Fenster, an der anderen die Tür befand. Mehrmals erschien in der Nacht das löschpapierne Prinzchen als eine graue Nebelgestalt, die lautlos vom Fenster her zwischen den Betten dahinschwebte und an der Tür wieder verschwand. Um den Bann zu brechen, reichten sich die Ehegatten einmal aus den Betten die Hände und hielten sie fest zusammen. Der Geist erschien wieder, aber er ging still und anstandslos über das ihm bereitete Hindernis hinweg.

73.

Der gebannte Seifensieder.

Ein reicher, aber geiziger und unruhiger Seifensieder, der gegenüber dem Kornhause wohnte, hatte die Seinen lebenslang gequält und war gestorben. Als der Gesell einige Tage nach dem Todesfall in den Hof ging, sah er mit Schrecken, wie ihm der Meister in seiner gewöhnlichen Tracht entgegenkam, und floh schreiend in das Haus. Die Familie suchte Hilfe und Trost in Gebet und Gesang und blieb bei verschlossenen Türen beisammen, um eine Begegnung mit dem Geiste zu vermeiden. Aber man mußte doch den Geschäften wieder nachgehen, und da geschah es denn, daß der Verstorbene seiner Witwe häufig im Hof entgegentrat und dem Gesellen in der Werkstatt viel auszustehen gab. Gegen diesen hatte der Geist einen besonderen Groll, er warf ihn nachts aus dem Bette und setzte ihm so zu, daß er siechte und starb. Nicht zufrieden mit diesem Opfer fuhr der Meister in seinen Erscheinungen fort. Da ließ die unglückliche Familie Geisterbanner aus Erfurt kommen. Die Beschwörung ging an dem nämlichen Platze und auf dieselbe Weise vor sich wie bei dem spukenden Geistlichen (Nr. 63). Von da ab blieb die Ruhe des Hauses ungestört.

74.

Die Beguinenhäuser.

Seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts befand sich in Weimar eine Niederlassung von Beguinen oder Schwestern der dritten Regel des heiligen Franz. Zwei verschiedene Häuser in der Rittergasse, Nr. 9 und Nr. 21, wurden nacheinander von ihnen bewohnt, und an beide haben sich Sagen angeknüpft. In dem Hause Nr. 9 soll es umgehen. Da sind mehrere sonderbare Gemächer, in denen sich zuweilen ein Hahn und ein großer Kater nebeneinander schreitend zeigen. Niemand weiß, woher sie kommen und wohin sie gehen. Ein geheimnisvoller Mönch, der zuweilen die Rittergasse durchschreitet, klopft an der Tür des Hauses jedesmal an. (Vgl. Nr. 52.) Auch ein großer schöner Keller ist unter dem Hause, aber seit Menschengedenken hat ihn niemand betreten und die Hausbewohner müssen sich mit geringeren Kellerräumen begnügen, in denen sich oft Wasser sammelt. Der schöne Keller ist nämlich verschüttet, weil er der Herd des Spukes ist. Es liegt dort ein Schatz, bewacht von einem schrecklichen schwarzen Hunde, den man in früheren Zeiten manchmal gesehen hat. Auch soll ein Licht die Stelle des Schatzes anzeigen. Das sinkt aber immer tiefer, je mehr man sich ihm nähert. Noch heute ist dieser Keller unzugänglich.

Vom Keller des Eckhauses Nr. 21 der Rittergasse aber hat nach allgemeiner Sage ein unterirdischer Gang in das gegenüberliegende Franziskanerkloster (Kornhaus) geführt.

75.

Der Schatz im Keller.

In der Windischengasse schickte einst ein Kaufmann seine Magd in den Keller, Wein heraufzuholen. Als diese in den Keller kam, sah sie dort einen großen Haufen glühender Kohlen liegen.

Erschrocken sprang sie wieder fort und berichtete ihrem Herrn die Erscheinung. Der sprach zu ihr: „O, wie dumm bist Du gewesen! Hättest Du doch Deine Schürze darauf geworfen, ich hätte Dir hundert neue Schürzen dafür gekauft! Es war ein großer Schatz, der ist nun aber für uns verloren, weil Du gesprochen hast.“

76.

Die Federwischmühle.

Der jetzige Sophienstiftsplatz hieß einst nach dem dort weidenden Federvieh „die Gänsewiese“, und auf der Stelle, die das Sophienstift selbst einnimmt, ließ damals an der Lotte die Federwischmühle ihr lustiges Klappern vernehmen. Das Volk erzählte sich, es habe früher jeder von den Mahlgästen, die aus den umliegenden Ortschaften in die Mühle gekommen seien, etliche Gänseflügel zum Reinigen der Mühle mitbringen und nach Gebrauch dort zurücklassen müssen. Von der Menge der also aufgestapelten Federwische habe die Mühle ihren Namen erhalten und einmal sei sie auch durch diese Wische aus großer Gefahr errettet worden. Während des dreißigjährigen Krieges sei nämlich eine feindliche Rotte vor Weimar erschienen und habe sich zwar nicht an die gutbefestigte Stadt gewagt, aber die Federwischmühle, welche außerhalb der Mauern lag, umzingelt. Die Insassen der Mühle samt den zahlreich anwesenden Mahlgästen aus Grunstedt, Gelmeroda usw. beschlossen sich aufs äußerste zu verteidigen. Man bewaffnete sich mit Knüppeln, Äxten, Mistgabeln und band außerdem sich selbst und den Pferden, Eseln, Schweinen und Hunden, die innerhalb der Mühle waren, unzählige Federwische an Köpfe und Gliedmaßen. Dann wurden plötzlich die Torflügel geöffnet und alles stürzte unter ohrenzerreißendem Geschrei hervor auf die Feinde. Von jähem Entsetzen gepackt glaubten diese nicht anders, als die höllischen Heerscharen selbst kämen über sie hereingebrochen, und suchten sich in wilder Flucht hinter den Schwanseescheunen zu bergen. Aber

es kam gerade auf der Erfurter Landstraße ein Trupp weimarfreundlicher Dragoner herangerückt und diese richteten unter den Fliehenden ein solches Blutbad an, daß sich nur wenige retten konnten.

77.

Das Wallendorfer Marienbild.

Die St. Nikolauskirche zu Wallendorf besaß ein Marienbild, von dem viele Wundertaten erzählt wurden. Deshalb suchte man, als das Dorf im sächsischen Bruderkriege arg verwüstet worden war, die Kirche noch zu erhalten; sie ist erst 1540 vollständig verschwunden.

78.

Die schöne Müllerstochter.

Nahe der Wallendorfer Mühle steht im Schutze alter Linden und von steinernen Bänken umgeben ein Steintisch, wo nach dem Untergange von Wallendorf die Besitzer der Dorfflur noch Jahrhunderte lang ihre Gerichtstage („Heimerich") abzuhalten pflegten. Wie die Sage erzählt, wurde einst an dieser Stelle ein Graf von Orlamünde, der sich zur Ruhe in das Gras gestreckt hatte und eingeschlafen war, durch den Gesang der schönen Müllerstochter aufgeweckt und so bezaubert, daß er, obgleich schon verlobt, mit derselben ein Liebesverhältnis anspann und, als Gefahr drohte, mit ihr flüchtete. Zwar sei das Paar eingeholt und getrennt worden und der Graf habe sich mit seiner Verlobten vermählen müssen, schließlich sei es ihm aber doch geglückt, die Auflösung dieser Ehe durchzusetzen, und auf der Stelle habe er dann die schöne Geliebte aus der Wallendorfer Mühle zur Gräfin erhoben und in sein Schloß heimgeführt.

79.

Der Galgenberg.

Vorzeiten begegnete bei Wallendorf der Teufel einem Riesen und beide ließen sich in ein Gespräch ein. Der Teufel klagte, daß sein Geschäft so schlecht gehe, und schleuderte dabei zum Zeitvertreib Steinblöcke nach den Felsen des jetzigen Galgenberges an der Erfurter Straße. Ein abspringendes Felsstück fiel dem Riesen in den Schuh, ohnedaß dieser es gleich gemerkt hätte. Erst später, als er den Galgenberg hinaufgegangen war, fühlte er, daß ihn etwas drücke. Da schüttelte er seinen Schuh aus, und der Stein, der zu Boden fiel, wurde dann als Richtstein benutzt.

Bei Enthauptungen auf dem Galgenberge sollen immer viele Studenten zugegen gewesen sein, die mitgebrachte Semmeln in das Blut der armen Sünder tauchten und dann verspeisten.

Auch geht die Sage, der Teufel liege auf dem Galgenberge begraben.

80.

Goethes Wohnhaus und Stadtgarten.

Von Goethes Wohnhaus am Goetheplatz Nr. 2 soll ein unterirdischer Gang nach dem Hause Nr. 13 der Deinhardtsgasse führen.

Der Garten hinter Goethes Wohnhaus ist gegen die Ackerwand durch eine Mauer abgegrenzt, in die ein steinerner Gartenpavillon eingebaut ist. Die Tür des Pavillons nach dem Garten wird nur im Notfall geöffnet und schnell wieder verschlossen, denn wenn sie aus Versehen oder Unachtsamkeit offen gelassen wird, tritt in geisterhafter Schattengestalt Goethe mit einem schönen jungen Mädchen am Arm daraus hervor und wandelt im Garten umher, bis man den Pavillon wieder schließt.

In dem Nebengebäude im Garten befinden sich des Dichters Arbeits- und Sterbezimmer, deren Fenster abends mit Holzläden

verschlossen werden. Oftmals haben die Anwohner gegenüber zur Nachtzeit ein geheimnisvolles Leuchten und Glänzen dieser Läden beobachtet.

Manchmal wenn Goethe im Arbeitszimmer saß und schrieb oder las, soll sich ihm etwas zart und katzenartig weich an die Seite gedrängt haben wie ein Mädchen, das ihn liebte und für ihn gestorben war. Einmal als es wiederkam, sah Goethe einen ganz feinen Arm, der sich über seine Brust spannte. Wenn er in der Dämmerung der Sommerabende in den Garten hinausging, tauchte ebenfalls etwas Unbestimmtes neben ihm auf, als ob jemand, der ihn übermenschlich liebe, unsichtbar um ihn sei. Auch andere Leute haben diese „Sommerseele" gesehen. So zeigte sich die Erscheinung im letzten Sommer vor Goethes Tode. Es war zur Zeit der Rosenblüte in heißer Mittagsstunde und Goethes Enkelin Alma saß als kleines Mädchen mit einer Dienerin im Garten. Goethe trat zu ihnen hinaus. Da sah das Kind die Gestalt eines wunderschönen Mädchens mit goldenem schleierartigen Haar und blauen Augen aus dem Schatten zu dem Großvater hinwehen. Goethe nahm die Enkelin, die vor Schrecken darüber ganz bleich und hinfällig geworden war, auf den Arm und trug sie aufs Bett in die Stube, wo sie erst allmählich wieder zu sich kam.

81.

Des Dichterfürsten Geisteraugen.

Auf Weimars stillen Gassen ruht die Nacht.
Doch sieh! Des Dichterfürsten ödes Zimmer,
Wie leuchtet's mit geheimnisvollem Schimmer,
Als wenn noch einsam spät ein Denker wacht!
Nein! Nein! Was treibt Dein reger Geist für Possen!
Bewahrt ist unter frommer Enkel Hut
Der Raum, wo er gewirket und geruht,
Wo er auf immer einst sein Aug' geschlossen.

Und doch! phosphorisch leuchtet's durch den Park;
Nicht dringt's durch der geschloss'nen Laden Spalten,
Nicht durch des Vorhangs längst vermorschte Falten,
Die Laden selbst erglühen bis ins Mark!
  Gleichwie zwei große Geister-Augenlider
  Erhellen sie das einsam traute Dach,
  Darunter einst des Sängers Auge brach,
  Und rufen uns das Bild des Sehers wieder.
Was soll solch seltsam Wunderzeichen deuten? —
Selbst aus des Dichters Munde wird mir Rat!
„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht für alle, alle Zeiten!"
  Vielleicht nur gohr vermolmend hier das Holz
  Und brach mit leicht erklärbarem Gefunkel
  Durch des tiefschatt'gen Dichtergartens Dunkel.
  Doch noch aus der Verwesung ruft es stolz:
„Licht war des Dichterfürsten hehrstes Streben.
Mit seines Götterauges hellem Strahl
Zwang er der finst'ren Geister große Zahl;
Drum glänzt noch seine Stätte wie im Leben."
  Nicht Täuschung ist solch wunderbar Gesicht,
  Nicht schuf mein Geist nur träumende Legende.
  Daß seine Erdensendung er vollende,
  Ruft noch sein Geisterauge: „Licht! Mehr Licht!"

W. v. Arnim (1880).

82.

Das Jägerhaus.

Im sogenannten Jägerhause (Nr. 7 der Marienstraße) läßt sich von Zeit zu Zeit ein Gespenst in Gestalt einer weißen Frau sehen.

83.

Nachrede stört der Toten Ruhe.

Zwei Schwestern in Weimar waren nicht recht einig. Die eine starb. Am Sterbetage mußte die andere auf ihr Krautland gehen, und als sie da arbeitete, ging die Verstorbene vorüber. Bald darauf besuchte die Überlebende das Leichenhaus, um ihre Schwester noch einmal zu sehen. Es war weiter niemand zugegen. Als nun die Trauernde den Leichnam mit Innigkeit betrachtete, erhob sich die Tote mit dem Oberleibe, starrte die Schwester an und legte sich dann wieder. Die Totenfrau kam dazu und verwunderte sich über das verstörte Aussehen der Frau, die ihr den Vorfall nun erzählte. In der dritten Nacht nach dem Todesfalle kam die Gestorbene an das Bett ihrer Schwester. Mutig sprach diese: „Warum hast Du doch keine Ruhe? Ich bin ja gut mit Dir.“ Der Geist antwortete: „Du störst mich, denn Du sprichst zu viel von mir.“ Die Schwester versprach es zu unterlassen, und der Geist erschien ihr nie wieder.

84.

Der Geist der Mörderin.

Eine junge Witwe hatte sich in verbotenen Umgang eingelassen und gebar heimlich einen Knaben. Sie verbarg ihn in einem Kasten und ernährte ihn mit einem ihrer beiden älteren Knaben so vorsichtig, daß anfänglich niemand etwas merkte. So mochte das Kind drei oder vier Monate alt geworden sein, als ein leises Gerücht umlief und seinen Weg auch zu der Obrigkeit fand. Die Frau bekam Nachricht, daß eine strenge Haussuchung stattfinden solle, tötete das Kind und vergrub es im Garten hinter dem Hause. Als die Beamten erschienen und sie vernahmen, wußte sie unter einem Vorwand das Zimmer zu verlassen, entwich durch die Hintertür in den Park und ertränkte sich in der Ilm.

Man zog sie tot aus dem Wasser. Der Knabe, der mit der Mutter das Kind gefüttert hatte, bekannte, was er wußte. Die kleine Leiche wurde im Garten gefunden; ein Nagel steckte in der Hirnschale. Man begrub die Frau auf dem Friedhofe und dort soll sie sich, auf ihrem Grabe sitzend und das gemordete Kind auf dem Schoße, oftmals vielen gezeigt haben.

85.

Die verzauberte Schaufel.

Der Totengräber arbeitete eines Mittags auf dem Friedhof an einem Grab und hatte die Schaufel, die er für den Augenblick nicht brauchte, an die eine Seite des Grabes niedergelegt. Als er wieder nach ihr griff, wunderte er sich sehr, sie auf der anderen Seite zu finden. Er glaubte sich getäuscht zu haben und merkte sich das nächste Mal genau, wohin er die Schaufel legte, als er sie wieder für eine Weile nicht benutzte. Bald darauf lag das Werkzeug wieder auf der entgegengesetzten Seite. Nun versuchte der Totengräber, seine Hacke auf die eine, die Schaufel auf die andere Seite des Grabes zu legen, aber kurze Zeit danach hatten beide ihre Plätze wieder vertauscht.

86.

Die Belvederer Allee.

Es geht die Sage, die prächtige Linden- und Kastanienallee, welche Weimar mit dem Schlosse Belvedere verbindet, sei ihrer ganzen Ausdehnung nach in einer einzigen Nacht angepflanzt worden von der gesamten Bauernschaft des Landes, die Herzog Ernst August dazu aufgeboten habe. Ernst August sei auf Erhaltung der jungen Anlage so streng bedacht gewesen, daß er auf Warnungstafeln jedem Baumbeschädiger das Abhauen der Hand androhte.

Die von Ernst August 1732 angelegte Schanze Falkenburg an dieser Allee soll auf Veranlassung Friedrichs des Großen 1756 wieder abgebrochen worden sein.

87.

Höhlen unter der Belvederer Allee.

Unter dem Hause Nr. 4 der Belvederer Allee sollen zwei Höhlen beginnen. Die größere führt nach Belvedere, die andere, genannt die „Kohlengrube", soll ihren Ausgang schon in der Parkhöhle bei der Naturbrücke haben. (Vgl. Nr. 106.) Als dieser Ausgang noch nicht durch eine Tür verschlossen war, soll die Höhle entsprungenen Sträflingen zuweilen als Zufluchtsstätte gedient haben. Eine Nische in ihr trägt davon den Namen „Gefangenenbett".

88.

Die Falkenburgschanze.

An einem Sommermorgen sehr früh gingen einige Mädchen von Weimar nach Belvedere. Als sie an die Falkenburgschanze kamen, sahen sie mitten im Wege einen Topf voll glühender Kohlen stehen. Erschrocken über die Erscheinung brachen sie ihr Gespräch ab, stießen einander an und gingen behutsam um den Topf herum, um ihn von allen Seiten zu besehen, hüteten sich aber wohl, ihn zu berühren. Sie eilten nach Belvedere zu ihrem Vater und dieser tadelte sie sehr, daß sie nicht etwas von ihrer Kleidung auf die Kohlen geworfen hätten, denn so wäre ihnen der Schatz sicher gewesen. Die Kinder versprachen, auf dem Rückwege nach dieser Vorschrift zu handeln, aber der Vater bedeutete sie, daß sie den Schatz nicht wieder finden würden, weil sie gesprochen hätten; wenn man einen Schatz sehe, müsse man schweigend von der

Kleidung etwas darauf werfen. Und so geschah es: die Mädchen sahen den Topf nicht wieder.

Auf der Falkenburgschanze im Panzerwäldchen befinden sich die Eingänge zu mehreren Höhlen, die sich einerseits unter dem Parke weithin bis unter die Stadtkirche, andererseits bis nach Oberweimar ziehen sollen.

89.
Die Blitzerschlagene.

Bei einem schweren Unwetter, das großen Schaden anrichtete, schlug der Blitz in die Wohnung des Hofgärtners und tötete in der Küche die Magd vor dem Herde. Kurz danach saß ein Mann in der sogenannten „Schnecke“ auf der Bank, da klopfte ihm jemand auf die Schulter. Als er sich umsah, stand die Erschlagene hinter ihm, verschwand aber schnell wieder.

90.
Das Tempelherrenhaus.

In der Umgebung des Tempelherrenhauses läßt sich zuweilen ein weißes Gespenst erblicken. Als in vergangenen Zeiten den Bauern des landesherrlichen Küchendorfes Niedergrunstedt die Verpflichtung oblag, das Gras auf den Wiesen und Hängen in der Nähe des jetzigen Tempelherrenhauses zu schneiden, wurden die Mäher so häufig durch Gespenstererscheinungen erschreckt, daß schließlich niemand mehr zu bewegen war, in dieser Gegend zu arbeiten.

Die vier steinernen Rittergestalten an der Nordseite des Tempelherrenhauses haben sich in der volkstümlichen Ausdeutung nicht des besten Geruches zu erfreuen.

91.
Der Schlangenstein.

Oberhalb der von der Ilm umflossenen Glockenwiese, wo der untere und obere Park zusammenstoßen, steht ein Denkmal, das dem Schutzgeiste des Ortes („Genio hujus loci") gewidmet ist. Es besteht aus einem antiken Säulenstumpf in Altarform, um den sich eine gewaltige Schlange nach den obenauf liegenden Opferbroten hinwindet. In früheren Zeiten, so lautet die Volkssage darüber, war dieser Teil des Ilmufers, die sogenannte „Kalte Küche", ein höchst unheimlicher Ort, der durch allerlei giftiges Gewürm unsicher gemacht wurde. Niemand betrat gern diese Gegend, und wer dazu gezwungen war, malte sich zum Schutz gegen Geisterspuk und Drachenbrut vorher drei Kreuze auf die Schuhsohlen. Als aber dort der liebliche Park angelegt wurde, seien die alten Schrecken des Ortes verschwunden und man habe zum Symbol der nunmehrigen Sicherheit den Altar mit der Schlange dort aufgerichtet. Nach anderer Erzählung soll eine große giftige Schlange in dieser Gegend gehaust haben, und es sei lange nicht gelungen, des schädlichen Tieres habhaft zu werden. Endlich habe ein Bäcker den klugen Gedanken gehabt, große vergiftete Kuchen in der Nähe der Schlangenhöhle auf einen Felsblock zu legen. Der Erfolg sei nicht ausgeblieben. Die lüsterne Schlange fraß sich das Verderben an den Giftkuchen, und zum Gedächtnis dieses Ereignisses wurde das Bild in Stein gehauen und aufgestellt.

92.
Nachtigallenhain und Römisches Haus.

Unterhalb des Römischen Hauses im Nachtigallenhain wurden früher die Wanderer häufig durch unsichtbare Hände festgebannt. Manchmal erscheint der Geist in Gestalt eines weißen Gespenstes. Eine Dame, die dort vorbeiging, wurde von einer unsichtbaren eis-

kalten Hand im Nacken angepackt und starb drei Tage darauf. Gern vermied man daher diesen Weg, auf dem sich auch andere unheimliche Hindernisse zu zeigen pflegten.

Ein Mann kam abends von Oberweimar auf diesem Wege daher. Bei der verschlossenen Höhle, in der die Parkarbeiter ihre Geräte aufzubewahren pflegen, fand er plötzlich den Weg vor sich durch einen breiten Wassergraben versperrt. Da er wußte, daß dies kein natürlicher Graben sei, nahm er seine Zuflucht zu einem bekannten Mittel: er trat drei Schritte zurück. Sogleich verschwand der Graben, erschien aber wieder als der Mann vorwärts schreiten wollte. Er wiederholte sein Zurückschreiten noch zweimal, da blieb die Erscheinung endlich aus.

93.
Der verhängnisvolle Bettler.

Am 30. Juni 1617 war die verwitwete Herzogin Dorothea Maria von Weimar nach Oberweimar geritten. Als sie mit ihrem Gefolge zurückkehrte und bei der sogenannten Kalten Küche zwischen dem jetzigen Dessauer Stein und der Schillerbank an die Ilm kam, vermeinte sie einen Bettler oder eine Bettelfrau am Wasser sitzen zu sehen und griff nach ihrem Beutel, um ein Almosen zu reichen. Da scheute das Pferd der Herzogin unvermutet vor der Gestalt und setzte mit seiner Reiterin vom Wege hinab in die Ilm. Durch die nachspringende Dienerschaft wurde die Herzogin zwar vom Ertrinken gerettet, fiel aber infolge des Schreckens, der Erschütterung und der Durchnässung nach zwölf Tagen in eine Krankheit, von der sie am 18. Juli dahingerafft wurde. Der vermeintliche Bettler soll von dem Augenblicke an, wo das scheue Pferd in den Fluß sprang, spurlos verschwunden gewesen sein, sodaß sich allgemein der Glaube festsetzte, ein Gespenst oder die verkleidete Ilmnixe sei die Ursache des verhängnisvollen Unfalls gewesen. Viele Leute wollen auch

später diese Erscheinung gesehen haben, meist in Gestalt eines Mannes mit runzeligem Gesicht, langer Kutte, Kniehosen und einem dreieckigen Hütchen. Er soll auf den Stock gestützt in der Dämmerungsstunde an der Kalten Küche sitzen und in die Jlm stieren, die dann wildbrausend an ihre Ufer schäumt. Manche halten ihn für den letzten Guardian des Franziskanerklosters, der dorthin gebannt sei. (Vgl. Nr. 106.)

94.

Die Ilm erzählt:

„Jahrhunderte hindurch sah ich im Rauschen
Im Garten Tucks hier eine Nixe lauschen;
Die hatte, ob ich klein, ob groß,
In meiner Tiefe stets ihr Schloß.

So oft hier Menschen auch vorübergingen,
Die neckte sie durch Werfen, Lachen, Singen;
Doch hörte man mit Wonn'gefühl
Oft ihr melod'sches Saitenspiel.

War's Mitternacht, da tobten dort die Wetter,
Da rauscht' es schauerlich durch alle Blätter
Bis um den zwölften Glockenschlag,
Bis Ast und Zweig vom Stamme brach.

Da sah ich sie an meines Ufers Rande
Mit immer neu verändertem Gewande:
Als stolze Jungfrau, bald als Mann,
Wie ich mich's noch erinnern kann.

So zeigte sie sich in der Mittagsstunde
Als Bettler hier in diesem Wiesengrunde
Mit dreigespitztem Hut und Stock
Und einem hellgeflammten Rock.

Da naht' sich einst die Herzogin von Weimar
Von ihrem Witwensitze Oberweimar.
Auf stolzem Roß erschien sie hier,
Und plötzlich steht der Mann vor ihr.

Die Fürstin gibt den Dienern gleich ein Zeichen,
Man soll sofort ihm eine Gabe reichen;
In diesem Nu bäumt sich ihr Rapp',
Stürzt mit ihr in den Fluß hinab.

Der Mann verschwand; die treuen Diener springen
Sogleich ihr nach, und glücklich soll's gelingen,
Daß sie, ob mit Gefahr und Mühn,
Die Fürstin aus den Wellen ziehn.

Doch tönt nach Tagen schon die Trauerkunde:
Der Landesmutter schlug die Sterbestunde!
Das ganze Land, das sie geliebt,
War von dem tiefsten Schmerz betrübt.

So geht noch immer bis zum heut'gen Tage
Von jener Nixe weit und breit die Sage.
Ich bin von dem, was hier geschehn,
Der letzte Zeuge, der's gesehn."

Karl Große.

95.

Die Ilmnixe.

Im Park und im unteren Webicht läßt sich die Ilmnixe am Ufer des Flusses erblicken, beschäftigt mit dem Strählen ihres grünen Haares. Gern lockt sie Kinder oder einsame Spaziergänger in ihr Wellenreich. Zuzeiten ruft sie aus dem Wasser die Leute an oder hebt winkend ihre weißen Arme über den Wasserspiegel empor. Wenn dann Unkundige in der Meinung, jemand kämpfe mit dem

Wassertode, in die Fluten springen, um zu retten, so werden sie von dem schönen Arm umschlungen und auf Nimmerwiederkehr hinuntergerissen. Es wird aber auch erzählt, daß die Nixe zuweilen Gefallen daran finde, Liebenden bei Überwindung von Hindernissen behilflich zu sein.

96.

Nixenliebe.

Es geht die Sage, daß die Ilmnixe in Tucks Garten vor Jahrhunderten ein Liebesverhältnis angeknüpft habe mit einem Grafen von Weimar und Orlamünde, der schon ehelich versprochen war. Sie erhielt von dem Grafen das Zugeständnis, daß er alle Jahre elf Monate mit seiner Gemahlin, den Monat Mai aber mit ihr im Nixenschlosse der Ilm zubringen wolle. Außer köstlichen Geschenken gab sie ihm einen Ring, den er unter Anrufung ihres Namens nur in die Ilm zu werfen brauchte, um ihr Erscheinen zu bewirken. Viele Jahre lang teilte der Graf seine Liebe. Nach dem Tode seiner Gemahlin aber soll er aus Reue über sein doppeltes Spiel den Umgang mit der Nixe vermieden haben und zur Sühne in ein Kloster gegangen sein.

97.

Das Nixenschloß.

Eines Tages ging ein Mägdlein mit einigen Erwachsenen nach Belvedere durch den Teil des Parkes, der Tucks Garten heißt. Als sie in die Nähe der Roten oder Schafbrücke kamen, sah das Kind eine wunderschöne weißgekleidete Jungfrau mit langen goldigen Locken an der Ilm wandeln. Bebend machte es die Begleiter auf die Erscheinung aufmerksam, diese aber sahen nichts und verlachten das Kind. Beim Betreten der Brücke verschwand

die Erscheinung vor den Augen des Kindes. Nach der allgemeinen Sage befindet sich nicht weit von der Brücke an einer Krümmung des Flusses tief, tief unter dem Wasser das unsichtbare Schloß der Ilmnixe, und ein großer Kessel voll Goldes liegt dort ebenfalls versenkt. Nach anderer Angabe befindet sich der Eingang zum Nixenschloß in der großen alten Linde am rechten Ilmufer neben der Waschanstalt unterhalb der Sternbrücke.

98.

Rauschen am Nixenschlosse.

Ein Mädchen hatte auf einer Wiese in Tucks Garten nahe der Ilmkrümmung, wo tief unten das Nixenschloß steht, Heu zu machen. Es war mittags zwischen 11 und 12 Uhr, da wurde das Mädchen, das von der Unheimlichkeit des Ortes keine Kenntnis hatte, von mächtigem Grausen überfallen. Mit einem Male trat gänzliche Windstille ein und alsbald erhob sich ein heftiges Rauschen rings um das Mädchen und umgab es bei jedem Schritte. Als es 12 geschlagen hatte, hörten die wunderbaren Geräusche auf.

Einige sagen auch, daß in dem Stück der Ilm, das Tucks Garten durchfließt, zwei Nixen einander gegenüber wohnen.

99.

Nixengesang.

Eines Abends ging eine Frau mit ihrer Tochter durch den Park nach Belvedere. Als sie auf dem untersten Wege an den Ilmwiesen waren, sahen sie ungewöhnlich lange Bleichstücke ausgebreitet, die bis an den Fuß der Höhe reichten, wo ihr Weg hinführte. Eben wollte die Tochter hinuntergehen, um sich die Leinwand anzueignen, als wundersüßer Gesang von der Ilm her

ertönte. Erschrocken eilten beide vorwärts, und als sie sich wieder umsahen, war die Leinwand verschwunden, aber der zauberische Sang tönte noch hinter ihnen. An einem anderen Abend gingen beide denselben Weg, da sahen sie die ganze Wiese unter Wasser und der Zaubersang ließ sich daraus vernehmen.

100.

Goethe als Ilmnixe.

Es strahlt der Mond so helle,
Und stolz auf grüner Welle
Wiegt Goethe sich mit Lust.
„Wie schlupfen froh die Fische!
„Wie wohlig ist die Frische
„Der Fluten um die Brust!"

Er treibt die schlanken Glieder
Im Strome hin und wieder
Und kühlt das heiße Blut;
Taucht plätschernd auf und unter
Und träumt von stillem Wunder
Tief unten in der Flut.

Er denkt an wunde Herzen,
An heiße Liebesschmerzen,
Die nach dem Wasser ziehn. —
Was stapft da auf der Brücke?
Er schaut mit scharfem Blicke
Flugs nach dem Ufergrün.

Ein Mann mit breitem Hute
Erfaßt in raschem Mute
Der Brücke Gittertor.

Die Heimat zu erreichen
Und Sperrgeld zu umsteigen
Klimmt er daran empor.

Den Bauer zu erschrecken
Und Grauen zu erwecken
Rauscht Goethe ab und zu
Und streckt und dehnt die Glieder
Und schaukelt auf und nieder
In glücklich süßer Ruh.

Den Schrecken noch zu mehren,
Läßt fremden Laut er hören
Und stellt sich aufrecht dar
Und winkt mit stolzen Blicken
Und streicht dann nach dem Rücken
Das lange schwarze Haar.

„Die Nixe!“ denkt der Bauer
Und hält in kaltem Schauer
Den Atem eingepreßt.
Ihm zittern Knie und Arme,
„Ach, daß sich Gott erbarme!“
Ruft er und klemmt sich fest.

Empor kann er nicht steigen
Und auch nicht rückwärts weichen,
Ihm ist nicht wohl dabei.
Doch nein! Er springt zurücke
Und flieht mit scheuem Blicke
Und lautem Angstgeschrei.

Hell lacht der kecke Schwimmer,
Als er im Mondenschimmer
Noch fern den Bauer sieht,

Wie er mit raschen Füßen,
Als droh' ein Blutvergießen,
Auf weitem Umweg flieht.

Der Bauer hört das Lachen.
„Just, wie's die Nixen machen!"
Denkt er und bleibt nicht stehn.
Und bald schallt in der Runde
Die schreckenvolle Kunde:
„Die Nixe läßt sich sehn!"

Im abendlichen Dunkel
Und selbst bei Sterngefunkel
Weicht man der Brücke aus,
Und jeder warnt gewichtig:
„Habt Acht, es ist nicht richtig
„Bei Goethes Gartenhaus!"

W. A. Rugo.

101.

Die geheimnisvollen Kehrmädchen.

In Goethes Garten am Park stand einst ein uralter Wacholderbaum, der die gewaltige Höhe von 13 Metern erreicht hatte, als er durch einen Sturmwind in der Nacht vom 30. zum 31. Januar 1809 geknickt und niedergeworfen wurde. Unter diesem Baume hatte, wie die Sage meldet, ein Schulmann, ehemals Besitzer, des Grundstücks, sein Grab, und in der Umgebung desselben war es nicht geheuer. Oftmals sah man, wie schöne gespensterhafte Mädchen den Platz zwischen dem Baum und dem alten Hause, in dessen Nähe er stand, rein kehrten. Goethe selbst soll dies wiederholt beobachtet haben. Einmal habe er beim ersten Morgenschimmer ein solches Mädchen beim Kehren des Platzes getroffen. Da sei die Gestalt mit lautem Aufschrei zusammengesunken wie ein Wisch,

und eine alte schattengleiche Frau sei erschienen und habe sie unter unverständlichem Murmeln mit sich genommen. An diesem Morgen sei Goethe ganz verstört gewesen, das geheimnisvolle Kehren aber habe von da an aufgehört.

102.

Das Geldfäßchen.

Nach der Schlacht von Jena sollen die siegreichen Franzosen mit mehreren Wagen voll Geld im Stern aufgefahren sein. Die Sage erzählt, daß Anwohner der Gerbergasse eine günstige Gelegenheit wahrgenommen hätten, von einem der Wagen unbemerkt ein volles Geldfäßchen wegzurollen.

103.

Der grüne Mann und das feuerrote Mädchen.

Eine arme Frau ging einmal spät abends in den Stern, um sich verstohlenerweise etwas Holz zusammenzulesen. Wie sie schon ein Bündelchen Reisig im Arme trug und sich in der Nähe der Läuterquelle wieder nach einem dürren Zweig gebückt hatte, stand plötzlich ein groß gewachsener Mann in grünem Anzug und mit glasstarren Augen vor ihr. Der drohte ihr und sagte, sie solle machen, daß sie schnell fortkomme, ehe der Gartenknecht Sachse sie bemerke. Entsetzt über die unheimliche Gestalt stieß die Frau nur die Worte hervor: „Sachse ist ja schon lange tot“ und entfloh dann eilenden Schrittes nach der Naturbrücke zu, wo sie aufs neue durch ein Mädchen in feuerrotem Mantel erschreckt wurde. Sie wollte aufschreien, aber die Stimme versagte ihr, und erst nach langem Herumirren im Parke kehrte ihr die Sprache wieder, als bei Oberweimar ein Mann sie anredete und ihr den Rückweg zur Stadt zeigte.

104.

Das ertrunkene Fräulein.

Am 16. Januar 1778 ertränkte sich Fräulein Christiane von Lasberg, weil sie sich von ihrem Geliebten, dem Schweden von Wrangel, verlassen glaubte, in der Ilm bei der Floßbrücke, die damals ein wenig unterhalb der jetzigen Naturbrücke schräg über die Ilm in den Stern führte. Kurze Zeit danach kam ein Bürger abends in die Nähe der Floßbrücke. Da sah er am jenseitigen Ufer eine Dame in schwarzseidenem Mäntelchen lustwandeln; bei ihr war ein kleiner Hund, und in der Hand hielt sie eine Gerte, mit der sie im Sande rieselte. Der Mann wunderte sich, zu dieser Zeit eine Frau aus höheren Ständen, denen sie anzugehören schien, dort zu finden. Als er ihr bis auf zwanzig oder dreißig Schritte nahe gekommen war, entschwand sie seinen Augen und er konnte sie, obwohl er suchte, nicht wiederfinden. Nachdenklich ging er heim und erfuhr, daß die Erscheinung Christel von Lasberg sei, die sich in dieser Kleidung ertränkt habe. Auch andere haben ihren Geist dort als weiße Gestalt umherwandeln sehen, und jedermann fürchtete sich, abends allein in die Gegend zu kommen. Goethe, welcher zum Andenken der „armen Christel" dort ein Stück Felsen zum „Felsentor" aushöhlen ließ, von wo man den Ort ihres Todes übersah, mochte es seinen Dienern nicht verdenken, wenn sie nachts nur zu dreien einen Gang nach seinem Garten hinüber wagten.

105.

Das Gespenst an der Ilmbrücke.

In einer schönen Sommernacht ging einmal ein dichterisch empfindender, schwärmerischer Naturfreund von kleiner verwachsener Gestalt aus der Stadt in den Park spazieren. Als er unterhalb der Bibliothek an der Ilm aufwärts schritt, verschwand plötzlich die

erfrischende köstliche Nachtluft und eine schwefeldunstige Atmosphäre breitete sich um ihn aus. Trotz dieser unheimlichen Erscheinung ging der Wanderer fürbaß und wollte sich auf die andere Seite der Ilm begeben. Kaum hatte er einige Schritte auf der Floßbrücke getan, da stand auf einmal eine gespenstische Gestalt vor ihm und suchte ihn zurückzuhalten. Der kleine Mann widersetzte sich, aber das geheimnisvolle Wesen schleppte ihn gewaltsam unter Stößen bis an den Anfang der Brücke zurück, wo er vor Schauder, Aufregung und Erschöpftheit halbtot niedersank. Die unheimliche Gestalt aber stürzte sich von der Brücke in die Ilm und verschwand unter leisem Gewimmer. Ein Leichnam ließ sich nicht finden, obschon von der Behörde die Ilm Tage lang sorgfältig abgesucht wurde.

In der Nähe der Naturbrücke beim Borkenhäuschen läßt sich auch ein kleines graues Männchen sehen; besonders oft ist es ganz frühen Spaziergängern dort erschienen.

Einmal soll sich dort auch die Ilm mit schwimmenden Schnappemesserchen bedeckt gezeigt haben.

106.

Die elf Kandidaten in der Parkhöhle.

Oftmals sucht der Teufel arme Kandidaten der Theologie von ihrem Studium abzubringen, indem er ihnen durch ein kleines graues Männchen reichliche Geldmittel anbietet unter der Bedingung, daß sie von der Theologie zu einem anderen Studium übergehen und ihm ihre Seele verschreiben. Will aber einer, der diesen Vertrag mit dem Gottseibeiuns abgeschlossen hat, von Reue erfaßt, des Teufels Geld nicht weiter annehmen, sondern zur Theologie zurückkehren, so wird er zur Strafe in die Parkhöhle am Gesundbrunnen verbannt und muß darin solange sitzen, bis sich zwölf Leidensgenossen zusammmengefunden haben, denn erst der zwölfte

kann sich und seine Vorgänger aus dem Bann erlösen. Bis jetzt sitzen elf Kandidaten in der Höhle und harren des zwölften, der sich immer noch nicht finden will.

Andere erzählen, daß der letzte Guardian des Franziskanerklosters, ein glühender Feind von Luthers Lehre (vgl. Nr. 71), diese jungen Leute in die Höhle gebracht habe. Zur Strafe für die Peinigung seiner lutherisch gesinnten Ordensbrüder sei er verdammt, solange als Geist herumzuwandeln, bis durch ihn ein Jüngling die verhaßte neue Lehre gelernt habe und dabei fromm und tugendhaft bleibe. Elf junge Leute habe er so nach und nach an sich gezogen und unterstützt, aber alle sollen die Probe nicht bestanden haben und dafür von ihm in die Parkhöhle gebannt sein.

107.

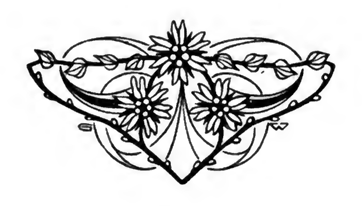
Die Geister der Ertrunkenen.

Am Eingang in den Park unterhalb der Bibliothek befand sich früher ein Tor, das „Untergatter", welches den Weg nach der Naturbrücke verschloß und abends mit einer militärischen Wache versehen wurde. Aus unglücklicher Liebe ertränkten sich an jener Stelle viele Lebensmüde in der Ilm. Da geschah es manchmal, daß die ruhelosen Geister dieser Selbstmörder bei Nacht heraufstiegen und die Wachen so ängsteten und foppten, daß diese, aller Zucht vergessend, auf die Hauptwache liefen. Ein beherzter Soldat, dem die Geister in Gestalt von Katzen erschienen, rief ihnen zu: „Ihr Nachbarn, schert euch heim!" Da war die Erscheinung für diesmal verschwunden. Weil solche Fälle häufiger vorkamen, nahmen die Oberen Rücksicht, ließen früher ablösen und vermehrten die Posten; doch ohne Erfolg. Endlich wurde das Tor abgetragen und die Wachen hörten auf.

108.

Der Fleischer und die Nixe.

Als die Fleischer an Markttagen ihren Stand noch bei den Küchenteichen nahe dem jetzigen Reithause hatten, kam die Ilmnixe oft zu einem derselben, um Fleisch zu kaufen. Sie hatte gelbe Zähne und der Saum ihrer Kleider war naß. Ohne zu sprechen deutete sie immer nur auf die Stücke, die sie haben wollte. Das ärgerte den Fleischer; er sprach davon und man riet ihm, der Nixe die Hand abzuhauen, wenn sie wieder auf das Fleisch zeige. So geschah es. Da tat die Nixe ihren Mund auf und sprach: „Merke wohl, was Du getan hast, und hüte Dich vor dem Wasser!" Seitdem vermied der Fleischer das Wasser auf alle Weise, als er aber einmal an einen kleinen Tümpel kam, fuhr die Nixe heraus und erdrosselte ihn.



II.

Weimars Umgegend.





109.

Der Traum des Arztes.

Im 18. Jahrhundert lebte in Weimar ein Arzt, der sich gern mit chemischen Experimenten abgab. Oftmals sah derselbe im Traum zukünftige Ereignisse voraus. Einst träumte ihm, er trete aus dem Webicht heraus, wo man Tiefurt vor sich liegen sieht. Da bemerkte er jenseits der Ilm an Tiefurts Stelle eine herrliche weit ausgedehnte Wiese voll der schönsten Blumen. Zwischen ihm und der Wiese war Morast, durch den viele Menschen nach der Wiese wateten. Plötzlich erblickte er am jenseitigen Ufer seinen verstorbenen Vater, der ihm winkte. Sogleich wagte er sich in den Morast, aber als er in der Mitte war, wollte er versinken. Da kam der Vater und half ihm vollends durch. Er führte ihn an der Hand auf der Wiese umher, wo sich viele Leute befanden. Der Arzt erkannte manche seiner verstorbenen Freunde, die ihn herzlich begrüßten. Nun zeigte der Vater auf viele wunderschöne Blumen, die aus dem Boden emporwuchsen, und indem er sagte: „Das sind alles Menschen, die noch leben," benannte er verschiedene mit Namen. Endlich rührte er eine von den Blumen an und sagte: „Siehe, das bist Du!" Da zerfiel die Blume unter seinen Händen in Staub. In diesem Augenblick war alles verschwunden und der Arzt er=

machte. Am Nachmittag desselben Tages ging er mit seiner Frau durch das Webicht spazieren. Als sie aus dem Wald heraustraten und Tiefurt liegen sahen, stand der Arzt still und erzählte seiner Frau den Traum. Er schloß mit den Worten: „Nun weiß ich, daß ich nicht mehr lange leben werde.“ Nach wenigen Tagen machte er ein chemisches Experiment und wollte etwas im Ofen schmelzen. Da zersprang das Gefäß, der Arzt wurde durch die ausströmenden Gase vergiftet und starb auf der Stelle.

110.
Fräulein von Göchhausen.

Luise von Göchhausen, genannt „Thusnelda“, die bucklige und häßliche, aber geistreiche Hofdame der Herzogin Anna Amalia, läßt sich in Tiefurt, wo sie sich so oft aufgehalten hat, bisweilen als spukende Gestalt blicken. Verschiedene Personen begegneten ihr nachts, wie sie deklamierend, schimpfend und klagend die Parkwege in Tiefurt auf- und niederhuschte. Einem Fleischer aus Weimar, der einstmals spät durch den Tiefurter Park heimkehrte, war sie weinerlich und wimmernd nachgehuscht. Der Ton ihrer Stimme war immer klagend, unzufrieden und brummend, als ob er durch die Zähne oder wie aus einer Flasche hervordränge. Auch heutzutage noch soll sie von Zeit zu Zeit als weißes Gespenst seufzend durch die Gänge des Tiefurter Schlößchens dahinschweben.

111.
Die gute Pastorstochter.

Zwischen Tiefurt und Großkromsdorf befindet sich eine Quelle, die den Namen Weihborn oder Wihbrunnen führt (urkundlich 1496: Weheborn) und fast ohne Lauf sogleich in die Ilm fällt. Dort

ist es nicht geheuer, man sieht oft Lichter dort brennen, hört Wehklagen und Wimmern, und viele Leute sind an dieser Stelle schon irre geführt worden.

An einem Markttage in der Dämmerstunde gingen zwei Bauernfrauen von Weimar zurück nach Großkromsdorf. Da sahen sie an dieser Quelle ein wunderschönes Kind von etwa anderthalb Jahren sitzen. Sie fragten das Kind aus, aber es redete unverständlich, und sie konnten nichts von ihm erfahren. Weil es aber schon dunkel wurde und niemand zu sehen war, dem das Kind gehörte, so nahmen es die Frauen mit und übergaben es ihrem bejahrten Ortsgeistlichen, der mit seiner Frau in kinderloser Ehe lebte. Gern gewährte dieser dem Kindlein Aufnahme und war, da sich keine Angehörigen meldeten, fortab auf eine gute Erziehung des Kindes bedacht. Merkwürdig war es, daß das kleine Mädchen besonders gern im Wasser spielte und patschte, ohnedaß ihm ein Leid geschah. Fiel es auch einmal in den Dorfteich oder gar in die Ilm, immer trugen es die Wellen sanft ans Ufer, und munter sprang es wieder fort. An den hohen Festen Weihnachten, Ostern, Pfingsten und am Michaelistag bekam das Kind jedesmal in der Nacht Spielsachen, Kleider und Backwerk von einer vornehmen Dame, die in einen weißen Schleier gehüllt war und so schnell wieder verschwand, wie sie erschien. Das Mädchen spielte gern mit den Dorfkindern, unterrichtete sie und war so gut, daß alle Leute sie lieb hatten und nur „die gute Pastorstochter" nannten. Aus geringem Stande konnte sie nicht sein, das zeigte ihr Gesicht und Benehmen. Ihren Pflegeeltern war sie stets folgsam, nur wenn sie beim Ausgehen mit ihnen am Weihborn vorbeikam, achtete sie nicht auf ihre Worte, sondern tanzte allemal um die Quelle herum, als wäre ihr die größte Freude widerfahren. Nach dem Tode des alten Pfarrers kam das Mädchen zu Verwandten desselben. Dort ließ sie sich in verbotenen Umgang ein und entfloh bald wieder, um ihre Schande zu verbergen und den Leuten keinen Verdruß zu bereiten. Man fand sie am Weihborn wieder.

Hier sah sie beständig in das Wasser oder tanzte und hüpfte um die Quelle herum und gebärdete sich dabei, als ob sie mit jemand spräche. Wenn die vorübergehenden Leute sie grüßten, dankte sie stets freundlich. Eines Morgens aber war sie verschwunden und bald darauf fand man im Wasser ein neugeborenes Kind, das nach der Leute Glauben von der guten Pastorstochter herrührte. In den Fasten und in der Adventszeit ließ sich dann jahrelang an der Quelle Wehklagen und Wimmern hören, und eine Lichtgestalt ging dort auf und ab. Kam aber jemand in die Nähe der Quelle, so ward er irre geführt, auch glaubte man noch lange Zeit, daß böse Menschen dort Strafe erhielten, und die Leute in der Umgegend, die auf krummen Wegen gingen und kein reines Herz hatten, mieden nachts den Ort ängstlich.

112.

Die Strafe des Bösewichts.

Vom Weihborn erzählt man noch eine andere Geschichte. Es lebte einmal in Großkromsdorf ein roher schlechter Mensch, der weder das dritte und vierte, noch das siebente und achte Gebot kannte. Des Sonntags lief er schon früh in die Schenke und spottete der Kirchgänger. Er mißhandelte seine Eltern und stahl, wo er etwas stehlen konnte. Einige seiner Bekannten hatte er durch falsche Beschuldigungen und ungerechte Aussagen um Geld und Gut oder sonst ins Verderben gebracht. An einem Wintertage war dieser Bösewicht in Tiefurt gewesen und wollte abends nach seinem Heimatsort zurückgehen. Als er am Weihborn vorüberkam, mußte er plötzlich wie angewurzelt stehen bleiben, denn weder vorwärts noch rückwärts konnte er einen Fuß bewegen. Da fiel ihm ein, daß dies der Platz sei, wo die Bösen verderben, und er stieß nun gottlose Flüche und Verwünschungen aus, rief auch um Hilfe, so laut er konnte. Einige Bauern hörten ihn wohl und liefen herzu,

eilten aber vor Schrecken und Angst zurück und ließen ihn in seiner Not stecken. Am nächsten Morgen fand man ihn tot an der Stelle, und das Blut strömte ihm noch aus Mund und Nase, als sei er eben erst erwürgt worden. Rings um ihn herum war der Schnee festgetreten wie ein Tennenboden.

113.

Grauenvoller Tod.

Ein Mädchen, das in Hoffnung war, ging eines Abends von Großkromsdorf nach Tiefurt zu einer Freundin auf Besuch. Da sie aber die Nacht über nicht zurückkehrte, machten sich am anderen Morgen die Angehörigen auf, sie zu suchen. Da fanden sie zuerst ihren Hut, nicht weit davon ihre Schürze und am Weihborn das Mädchen selbst als Leiche, aber so zerfetzt und zerrissen, daß man sie kaum wieder erkannte. Neben ihr lag das tote Kind.

114.

Der Fluch der Nixe.

Ein armer Adeliger, der als Knappe in Diensten des Junkers von Kromsdorf stand, ging eines Abends betrübt und unzufrieden mit seinem Geschick bei Großkromsdorf an der Ilm entlang. Da tönte leiser Gesang aus der Tiefe herauf, und aus den Fluten erhob sich, von leichtem Gewand umflattert, die Nixe und fragte den Jüngling nach dem Grunde seiner Traurigkeit. Er schilderte seine gedrückte Lage. Da reichte ihm die Nixe einen Beutel mit Gold, doch mußte er geloben, niemals zu verraten, von wem er das Geld erhalten habe. Verwundert bemerkte der Herr von Kromsdorf die Verbesserung in den Verhältnissen seines Knappen und drang immer ernstlicher in ihn, zu sagen, woher der plötzliche Reich=

tum gekommen sei. Da der Knappe, seinem Versprechen getreu, nichts aussagte, ließ ihn sein Herr endlich ins Burgverließ werfen und foltern. Von Schmerzen gepeinigt, gab der Unglückliche sterbend sein Geheimnis preis. Da erbebte das ganze Schloß, und vor dem erschrockenen Junker erschien die Nixe. Mit drohend erhobener Rechter kündigte sie zur Sühne für das unschuldig vergossene Blut dem ganzen Geschlechte von Kromsdorf den Untergang an. Ihr Fluch ging buchstäblich in Erfüllung. Nach vierzig Tagen wurde der Junker von einem schnellen Tode dahingerafft und sein blühendes Geschlecht starb im dritten Gliede nach ihm aus.

115.

Das überkleidete Totengerippe.

Vor Jahrhunderten soll zu Großkromsdorf in einem Gasthause, dessen Mauern so verschwunden sind, daß man die eigentliche Stelle gar nicht mehr weiß, eine junge Haushälterin gelebt haben, die den Gästen öfters Lieder zur Unterhaltung vorsang. Als sie wieder einmal ein Lied zu Ende gesungen hatte, fiel sie tot um, und die herzuspringenden Gäste fanden, daß sie nur ein überkleidetes Totengerippe war.

116.

Sagen von Denstedt.

Wo sich jetzt die Schule von Denstedt erhebt, war ehemals ein freier Dorfplatz, der den Namen „Habestatt" führte; dort ist der Sage nach einstens die erste Besiedelung des Ortes erfolgt.

Die Kirche soll früher ein Kloster gewesen sein.

Am Teiche im Denstedter Schloßpark geht nachts oftmals eine weiße Frau um und erschreckt die Leute.

Vom alten Schlosse des Rittergutes soll ein unterirdischer Gang bis zum Schloß (Damenstift) in Großkromsdorf führen.

Der Bärenhügel im Nordosten des Dorfes, der mit einer Gruppe stattlicher Linden bepflanzt ist, trägt, wie die Sage erzählt, seinen Namen zum Andenken an die dort geschehene Erlegung des letzten Bären in Thüringen.

117.
Die kleine Türkei.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts machte sich die Jugend des Dorfes Lehnstedt durch überlautes und auffälliges Wesen sehr bemerkbar. Die Alten aber trieben heimlich Glücksspiele mit außerordentlich hohen Einsätzen, und es stellten sich oft Bewohner von Nachbardörfern ein, um an den verbotenen Spielen teilzunehmen. So kam Lehnstedt in den Ruf, ein Ort zu sein, an dem man sich nach orientalischer Weise mancherlei erlauben dürfe. Die Spottlust der Umwohner ersann daher für Lehnstedt den Namen „Kleine Türkei", und den hat es, trotz Änderung der Verhältnisse, bis zur Gegenwart behalten.

118.
Spuk in einem Kapellendorfer Schloßturm.

In dem viereckigen Zinnenturm des Schlosses Kapellendorf befand sich nach der Sage die Büchersammlung eines ehemaligen katholischen Geistlichen. Wer abends oder nachts in den Turm hinaufstieg, wurde von unsichtbarer Hand mit Büchern geworfen und mit Schlägen behandelt.

119.

Schätze in Kapellendorf.

Im Schlosse zu Kapellendorf soll ein großer Schatz, namentlich ein goldener Sarg, verborgen liegen, dessen Ausgrabung nur in größter Stille vorgenommen werden darf. Ferner wird erzählt, daß in der Nähe des Ortes ein Kriegsschatz aus Napoleonischer Zeit vergraben sei. An verschiedenen Stellen der Flur, besonders in den „Weinbergen" bei der Niedermühle haben nächtliche Schatzgräber wiederholt heimliche, aber erfolglose Nachgrabungen danach veranstaltet.

120.

Unterirdische Gänge in Kapellendorf.

Im Jahre 1812 wurden am südöstlichen Ende von Kapellendorf nahe der Wüstung Hausdorf fünf enge gemauerte, gewölbte und gepflasterte unterirdische Gänge entdeckt, die alle in ein geräumiges Gewölbe führten. Diese Räume sollen zu dem ehemaligen Cisterzienserinnenkloster Kapellendorf in Beziehung gestanden oder zur Abhaltung geheimer Gerichtsverhandlungen gedient haben. Ein zweiter unterirdischer Gang, der unter dem Wohnhause von B. Zaubitzer beginnt, soll in der Richtung der Pfarrei und des Werlitzbaches bis nach Vierzehnheiligen laufen.

121.

Die unheimliche Kammer.

Im Hause einer Braut zu Kleinromstedt nähte ein Schneider Brautkleider. Bei der Arbeit wird erzählt, daß in einem anderen Hause, dessen Besitzer ein Zauberer gewesen war, ein Lichtlein in einer düsteren, unbewohnten Kammer gesehen werde. Der Schneider spricht zu dem Bräutigam: „Ich gehe eben nach Hause; brennt

das Licht noch, so werfen wir danach." Beide gingen nun um das Dorf nach dem Hause und sahen das Licht brennen. Als sie aber im Begriff waren, danach zu werfen, blickte eine große schwarze Gestalt aus dem Fenster, und sie entflohen.

122.

Das schwitzende Lutherbild.

Eines Sonntags im Jahre 1651 predigte der Pfarrer zu Oberroßla von dem Greuel der Verwüstung in der christlichen Kirche und brachte dabei zur Erweichung der Gemüter einige Worte aus Luthers Schriften vor. Während dieser Predigt wollen etliche Zuhörer, die auf dem Chore standen, wahrgenommen haben, daß auf dem Lutherbildnis in der Kirche das Angesicht des Reformators voller Schweißtropfen war, die an Größe und Farbe den Tränen glichen, und daß drei große Tropfen vom Haupte Luthers auf sein offenes Buch herabflossen. Nach dem Gottesdienste ist das Bild von Pfarrer, Schuldiener und Altarleuten genau besichtigt worden. Da hat sich's gefunden, daß der Staub auf dem Bilde überall ganz trocken und außer auf dem Angesicht keine Feuchtigkeit vorhanden war, weder am Rahmen noch an der Leinwand. Obgleich man die Schweißtropfen aus dem Gesicht abwischte, sind doch an deren Stelle bald andere häufig hervorgetreten. Erst am Nachmittage verlor sich der Schweiß und das Bild wurde wieder trocken.

Noch zweimal in späteren Zeiten (1681 und 1705) soll an diesem Lutherbilde Gesicht und Buch während der Predigten in gleicher Weise schweißbedeckt erschienen sein. Es ward auch eine besondere Medaille auf das Wunder geprägt. Von demselben Lutherbilde, das als Geschenk des Hofpredigers Meise in Weimar 1608 nach Oberroßla gekommen war, geht auch die Sage, Kroaten oder andere Feinde hätten ihm im dreißigjährigen Kriege den

Kopf ausgeschnitten oder abgehauen und dann weggeworfen oder nach Erfurt geschleppt, aber durch Zufall sei das Stück wiedergefunden und neu eingesetzt worden.

123.

Das Pfiffelbacher Komtureiholz und die Raben.

In der Umgebung von Pfiffelbach, besonders im sogenannten Komtureiholze, halten sich viele Raben auf. Von diesen Vögeln sollen die Pfiffelbacher das Schnarren oder Schnarchen beim Sprechen gelernt haben. Andere sagen, die eigentümliche Sprache käme daher, daß die Einwohner aus dem „Schnarchborne" getauft seien. Die Fremden fragen wohl scherzweise: „Schnarchen denn die Pfiffelbacher noch?" oder: „Gibt's denn die vielen Raben noch?" Bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts soll die Menge der Raben noch viel größer gewesen sein als jetzt, da habe man sie durch Sympathie zu vertreiben gesucht, und seitdem sollen sie nur noch hoch oben in der Luft über das Komtureiholz wegfliegen. In der „dicken Eiche" des Komtureiholzes, die gänzlich hohl ist, soll sich 1757 nach der Schlacht bei Roßbach ein flüchtender Franzose versteckt haben, und die „blinde Wiese" im Holze soll ein heidnischer Opferplatz gewesen sein.

Als der letzte Deutschordenskomtur in Thüringen, Freiherr Heinrich Moritz von Berlepsch, 1809 am Sterben lag, befanden sich, wie die Sage berichtet, bei ihm je ein Vertreter der kursächsischen und der weimarischen Regierung, um den Eintritt des Todes so schnell wie möglich der eigenen Landesherrschaft zu melden, denn wer die Nachricht zuerst erhalten würde, habe von dem Pfiffelbacher Komtureiholze und Backhause Besitz ergreifen dürfen. Unmittelbar nach dem Tode des Herrn von Berlepsch seien die zwei Botenreiter davongesprengt, der weimarische aber habe sich mehr dazu gehalten, und so sei Holz wie Backhaus an Sachsen-Weimar gekommen.

124.

Nixen auf dem Tanzboden.

Vor vielen, vielen Jahren kamen zuweilen schöne Jungfrauen, die niemand kannte, nach Pfiffelbach zu Tanze. Sie drehten sich bis abends spät munter im Kreise, aber stets, bevor die Uhr 12 schlug, waren sie verschwunden. Einst, als man sie doch mit List und Gewalt länger gehalten hatte, stießen sie um 12 Uhr ein klägliches Geschrei aus und verschwanden, um nie wiederzukehren. Es waren Wassernixen aus einem Sumpfe beim sogenannten „Teller". Wenn sie vom Tanze dahin zurückkamen, pflegten sie ein Zeichen zu geben, und die Tiefe des Wassers nahm sie da immer wieder auf. Am Morgen aber nach jenem Tage war das Wasser von ihrem Blute rot gefärbt.

125.

Die Weinstraße.

Bei Pfiffelbach zieht sich am Holze ein Rasenrain hin, ein Stück der verfallenen sogenannten „Weinstraße", die ihren Lauf einst von Frankfurt oder Würzburg nach Leipzig gehabt haben soll. Nach den Schlachten von Roßbach, Auerstädt und Leipzig sind Scharen flüchtender Krieger über sie dahingeflutet, und die Sage weiß von drei vergrabenen Kriegskassen zu melden, nach denen schon öfters Schatzgräber mit der Wünschelrute gesucht haben. Neben oder auf der Weinstraße befand sich früher auch die Richtstätte von Pfiffelbach, an der 1742 ein spitzbübischer Hutmann Johann Georg Drillhase hingerichtet wurde. Daher stammt bei den älteren Pfiffelbachern das Verschen:

Drillhase
Hängt an der Weinstraße.

Die Stelle in der Flur heißt noch jetzt „Das Gericht" oder „Der Galgen".

An einer weiteren Stelle, wo sich die Weinstraße mit einem andern Wege schneidet, soll zuweilen der wilde Jäger mit seinem Heere vorüberziehen.

126.

Der silberne Sarg.

In einem Hügel an der Oßmannstedter Marke bei Pfiffelbach sollen Schätze, insbesondere ein silberner Sarg, verborgen liegen. Verschiedene Nachgrabungen haben aber den gewünschten Erfolg nicht gehabt.

127.

Die Wallfahrt zu Wersdorf.

Das Wallfahrten nach Wersdorf soll seinen Anfang folgendermaßen genommen haben. Eine starke Kuh habe die Decke eines dortigen Kellers eingetreten, und ein kleines Mädchen, das durch diese Öffnung hinabgefallen sei, habe in dem Keller die Erscheinung des Jesuskindes gehabt. Das sei als Wunder betrachtet worden, habe Wersdorf in den Ruf der Heiligkeit und Wundertätigkeit gebracht und den Bau einer Kapelle hervorgerufen. Alte Spottverse vom „Abgott zu Wersdorf" erzählen den Vorfall so:

Der Geist regieret in der Luft
Und fand sein Nest in einer Kluft.
Hart bei der Ylm zu Wersdorf — merk'! —
Trat eine Kuh durch'n Keller mit Sterk'.
Darein fiel ein kleines Mägdelein,
Das sprach, es seh' ein Kindelein.
Da ward gar bald ein Zugelauf,
Man richtet bald ein Schenkhaus auf,
Auch ein' Kirchen und Spitzen hoch.
Viel Narren krochen in das Kuhloch.
Das war ein Gott in wüstem Keller,
Trug viel tausend gute Heller.

Solches hat nur der Teufel erdacht,
Viel frommer Leut' zu Narren gemacht,
Daß er ihm in sein' Faust neinlacht.

Wie zahlreich der Besuch von Wallfahrern gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß gegen Ende des 15. Jahrhunderts eine besondere Denkmünze aus Kupfer für die fremden Pilger geprägt wurde. Sie zeigte Maria mit dem Jesusknaben und den heiligen Nikolaus als Schutzpatron der Ortskapelle, darüber die sächsischen Kurschwerter, darunter das sächsische Rautenwappen. Die Umschrift lautete: „Sancta Maria, Sanctus Nicolaus zu Wersdorf." Die Reformation machte diesen Wallfahrten ein Ende, und die Kapelle geriet bald in Verfall. Dabei soll die Glocke mit in die Erde gesunken sein und noch immer dort in der Tiefe liegen, wo am Eingange des jetzigen Dorfes (von Pfiffelbach her links) in der Niederung die alte Kapelle, der Sage nach, gestanden hat.

128.

Der Wersdorfer Opferstock.

Der alte Opferstock auf dem Wersdorfer Friedhofe stammt wohl noch aus katholischen Zeiten, da Wersdorf mit seiner Marien- und Nikolauskapelle ein angesehener Wallfahrtsort war. Als der Opferstock früher noch an der Straße stand, sollen die zum Buttstädter Markte vorüberziehenden Handelsleute stets eingelegt haben, weil die Sage ging, wer dies versäume, werde in Buttstädt keine Geschäfte machen.

129.

Das Putschendorfer Kreuzchen.

In der wüsten Flur Putschendorf nordwestlich von Pfiffelbach stand früher auf einer Erhöhung neben einer tiefen Hohle ein steinernes

Kreuz mit Inschrift, die niemand habe entziffern können. Bei Ebnung des Bodens ist das Kreuz längst beseitigt worden, seine einstige Stelle aber wird immer noch „Beim Kreuzchen" genannt. Die Sage berichtet, daß dieses Kreuz wie mehrere andere, die früher rings um die Dörfer gestanden hätten, zum Schutze gegen die Hexen errichtet worden sei, die in der Walpurgisnacht auf den Blocksberg reiten. Nach anderen Angaben soll es ein Wegweiser oder eine Station auf dem Wallfahrtswege von Buttstädt nach Kapellendorf gewesen sein.

130.
Die Schlauflöcher und das Bachbett bei Gassela.

Südöstlich von Pfiffelbach lag vorzeiten das Dorf Gassela, als dessen letzter Überrest ein gemauerter Brunnen noch um 1860 zu sehen war, und bei dem Dorfe befand sich der sogenannte „Gassel-hügel", eine künstlich errichtete Anhöhe zum Auslugen in Kriegs-zeiten. Nach diesem Hügel sollen von einzelnen Häusern unterirdische Gänge, sogenannte „Schlauflöcher", geführt haben.

Wenn in dem Bachbett, das von der Wüstung Gassela her nach Wersdorf streicht, wirklich Wasser fließt, so gibt es, wie die Sage will, in dem Jahre gute Getreidepreise, insbesondere für den Roggen (über 2 Taler für den Scheffel).

131.
Dr. Fausts Geburtsort.

Wo jetzt das kleine Gehölz Rödchen mit seiner einsamen Wirtschaft nördlich von Weimar am Ettersberge liegt, da befand sich im Mittelalter ein Dörfchen Kleinroda, neben dem weiter west-lich auch ein Großroda angesiedelt war; beide sind längst unter-gegangen. Der berühmte Schwarzkünstler Dr. Johannes Faust,

von dessen Künsten soviele Sagen in dem benachbarten Erfurt zu erzählen wissen, soll in Kleinroda geboren sein, also ganz nahe dem Orte, wo er später in großer Verklärung für ewige Dauer auferstehen sollte. Die alten Faustbücher bezeichnen als Heimat des großen Schwarzkünstlers „Roda bei Weimar“.

132.

Der Leichenzug.

Einstmals ging in Großobringen der Nachtwächter nachts am Tore des Gottesackers vorbei und sah einen Leichenzug die Gasse heraufkommen. Da in dieser nächtlichen Zeit kein Begräbnis zu erwarten war, überkam ihn Furcht, und weil der Zug sich schon genähert hatte, sodaß er nicht entgehen konnte, drückte er sich an die Kirchhofsmauer. Das Tor tat sich ohne jemandes Zutun geräuschlos auf und schloß sich wieder, als der Zug hineingegangen war. Der Mann erzählte den nächsten Morgen sein Gesicht und starb unerwartet am achten Tage.

133.

Der reiche Drache.

Bei einem Bauern in Kleinobringen gingen die Lebensmittel und Geldvorräte niemals aus, sodaß sich die Nachbarn über die Quelle des Segens wunderten. Bald aber hatte man die Ursache herausgefunden: ein reicher Drache, so hieß es, komme zu dem Hause geflogen und trage den Bewohnern allerlei Gut an Geld und Nahrungsmitteln durch die Feueresse zu. Als in dem Hause einmal geschlachtet wurde und der Fleischer in einer Stube hantierte, hörte er plötzlich aus einem Wandschränkchen, in dem der Drache wohnte, ein heftiges Schimpfen und Schnattern, als ob jemand

Futter begehrte. Da ging die Frau des Hauses hin und beruhigte „das Ding" leise, doch so, daß der Fleischer es verstehen konnte, mit den Worten: „Bis doch stille, Du kriegst schon was."

Es gibt auch einen „armen Drachen", der trägt aus dem Hause fort, was zur Lebensnahrung und Notdurft dient, und die Leute verkommen dann in Mangel und Elend.

134.

Die wandernde Laterne.

Zur Nachtzeit geht häufig eine Laterne von Liebstedt nördlich bis zur Windmühle, biegt dann nach Westen um, wandelt über den Fuhnhügel und verschwindet in westlicher Richtung nach Sachsenhausen zu. Man will diese Laterne oft in nächster Nähe gesehen haben.

135.

Das verbannte Schwein.

In Daasdorf bei Buttelstedt ist ein Ort, wo jetzt nur Erlen und Pappeln stehen, früher aber ein Gut gestanden hat, welches nun „das alte Gut" genannt wird. Auf diesem Flecke soll jede Nacht um 12 Uhr eine Sau mit zwölf jungen Schweinen herumgelaufen sein. Viele Leute fürchteten sich, wenn sie vorbeigingen. Da haben sie einen Mann weit hergeholt und ihm vieles Geld gegeben; der hat das Schwein verbannt, daß es nie wiedergekommen ist.

136.

Konrad Düring.

Von dem letzten katholischen Pfarrer in Buttelstedt, Konrad Düring, geht die Sage, daß er an einem Himmelfahrtstage noch

katholisch gepredigt habe, aber schon zu Pfingsten lutherisch geworden sei und lutherisch gepredigt habe.

137.

Der Lange Stein.

Einige hundert Meter nördlich von Buttelstedt steht an der Straße ein hoher verwitterter Stein, von dem folgende Sage erzählt wird. Es lebten vorzeiten zwei gewaltige Riesen, von denen der eine auf dem Ettersberge, der andere an der Finne wohnte. Einst mähten beide gleichzeitig Gras auf ihrem Gebiete, da rief der Riese von der Finne dem auf dem Ettersberge zu: „Meine Sense ist stumpf geworden, wirf mir doch einmal Deinen Wetzstein herüber." Sogleich erfüllte der Angerufene diesen Wunsch und warf den Stein seinem Nachbar zu. Da er aber von der Arbeit schon zu angestrengt war, vermochte er das Ziel nicht zu erreichen, und der Wetzstein fiel bereits hinter Buttelstedt zur Erde. Dort steht er als der „Lange Stein" noch heute.

Die gleiche Sage wird erzählt von der Steinplatte unter einer der beiden Linden am alten Gottesacker zu Ettersburg.

138.

Der flötende Engel.

Das Wahrzeichen von Buttstädt ist ein Engel mit einer Flöte in der Hand, dessen steinernes Bild man am Rathause sieht. Im Hussitenkriege hat sich, als die Feinde nahten, ein Engel mit einer traurigen Weise, die er auf der Flöte blies, über der Stadt hören lassen und hat die Einwohner so auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht. Darum hat man ihn aus Dankbarkeit zum Wahrzeichen genommen.

139.

Das Bildwerk auf dem Buttstädter Ratsbrunnen.

Auf dem Brühl zu Buttstädt wohnten einmal Eheleute, die waren schon lange verheiratet, aber ihre Ehe war kinderlos geblieben, und sie wünschten sich doch so sehr ein Kind. Da ließen sie sich endlich vom Teufel verblenden, der versprach ihnen, sie sollten eins haben, wenn es nachher sein eigen sein sollte. Darauf gingen die Eheleute ein, und die Frau gebar auch einen Knaben. Als sie nun das unschuldige Kind das erste Mal lächeln sahen, da ward es ihnen doch so wehe ums Herz und es wurde ihnen immer bänger und bänger, und sie flehten zu Gott, daß er das Unglück wenden möge. Da sandte ihnen der Herr einen Engel, der gebot dem Teufel, sich auf die eine Schale einer Wage zu setzen, legte das Kind in die andere und sagte, wenn er schwerer sei, so solle er's behalten. Da sank die Schale, in der das Kind saß, tief hinab, und sogar als der Teufel noch einen Mühlstein nahm und mit sich auf die Schale setzte, konnte er doch nicht herunterkommen. Da ging er zornig von dannen. Zum Andenken aber hat man auf dem Ratsbrunnen einen Engel mit einer Wage abgebildet, in deren Schalen der Teufel mit dem Mühlstein und das Kind sitzen.

140.

Das Rad vor dem Buttstädter Rathause.

Zu Buttstädt ist es im Jahre 1470 einmal geschehen, daß ein Bürger einen anderen, als sie bei einer Kanne Wein im Ratskeller in Streit gerieten, erschlagen hat, und da hat ihn der Rat ohne weiteres Verhör noch am nämlichen Abend vor dem Rathause hinrichten lassen. Das hat aber der Herzog Wilhelm übel vermerkt, hat ihnen von da an die peinliche Gerichtsbarkeit entzogen und zur Strafe ein steinernes Rad vor dem Rathause ein-

mauern lassen. Nachher sind die Buttstädter zu ihm nach Weimar gegangen und haben ihn gebeten, ihnen ihr Gericht zu lassen. Er aber hat ihnen geantwortet:

„Ihr Herren von Buttstädt, geht mir mit eurem Bericht;
„Gott bewahre jeden vor eurem Gericht!"

Im Ratskeller wird noch heutzutage die sogenannte „Kühle Quelle" als die Stelle gezeigt, an der jener Streit und Totschlag geschehen sei.

141.

Die Lohlaterne.

In dem Hölzchen bei Buttstädt, das den Namen „Loh" führt, zeigt sich die Lohlaterne, die bewacht dort einen Schatz, den nur der heben wird, welcher siebenmal hintereinander niest. Man sieht nie den Träger der Laterne in ganzer Gestalt, sondern nur die eine Hand, welche die Laterne hält. So umwandelt die Laterne einen gewissen Fleck und verschwindet dann. Sie tut niemandem etwas zuleide, wenn sie nicht gereizt wird. Einer, der sie einmal erblickte, war neugierig, sie in der Nähe zu sehen. Da ritt er auf sie zu, aber indem kam sie ihm auch schon entgegen und zerschlug ihn so gewaltig, daß er nur Gott dankte, noch mit dem Leben davongekommen zu sein.

142.

Die drei Lohjungfern.

In dem Lohhölzchen bei Buttstädt lassen sich zuzeiten drei weiße Jungfern sehen, die sind wunderschön und sitzen an einem goldenen mit köstlichen Speisen bedeckten Tische. Das sind die Lohjungfern. Man sagt, sie seien drei Fräulein gewesen, denen das Loh gehört habe. Bei ihrem Tode hätten sie es den Armen von Buttstädt vermacht, aber der Rat habe es denen später wieder abgenommen, und seitdem haben die Lohjungfern keine Ruhe im Grabe.

143.
Der Peststein.

Auf einer kleinen Wiese bei Buttstädt dicht an der Saal-Unstrut-Eisenbahn steht ein steinerner Trog, der den Namen „Peststein" führt. Er soll dort im Jahre 1683 aufgestellt worden sein, als Buttstädt wegen der Pestepidemie für allen Verkehr abgesperrt war. Da hätten die Landleute, um etwas aus der Stadt zu bekommen, Geld und Bestellzettel in die Höhlung dieses Steines einlegen müssen.

144.
Die dürstenden Raben.

Im Juni und August pflegen die Raben ihre Schnäbel immer vor Durst aufzusperren, aber sie können, wie in der Gegend von Buttstädt und in Daasdorf a. B. die Sage geht, nicht einen Tropfen trinken zur Strafe für den Ungehorsam jenes Raben, der von Noah ausgeschickt war und nicht zurückkehrte.

145.
Die Jungfer.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges waren fast alle Ortschaften um Buttstädt durch Kriegsdrangsale, Hunger und Pest verwüstet und verödet. Auch das Wort Gottes war teuer geworden im Lande. Eine pestkranke Jungfrau zu Großbrembach verlangte des Herrn Nachtmahl. Allein da war niemand, der es ihr reichte. Der Ortspfarrer und alle Geistlichen der Umgegend waren teils der Pest erlegen, teils vertrieben oder geflohen; nur der Pfarrer von Ellersleben war geblieben. Von ihm empfing die Kranke das Sakrament. Da vermachte sie der Ellersleber Pfarrei ein Grundstück in der Großbrembacher Flur, das noch heute nach ihr den Namen „Jungfer" trägt.

146.

Der Schatz bei Vogelsberg.

Nördlich von Vogelsberg an der Landstraße nach Kölleda liegt eine Bodenerhöhung, die einstmals mit Weinstöcken bepflanzt gewesen ist. Wanderer, die zur Nachtzeit vorübergegangen sind, haben an dieser Stelle bisweilen gesehen, wie sich eine große Braupfanne, gefüllt mit funkelndem Gold und bewacht von einem großen schwarzen Hunde, aus dem Erdboden emporgehoben hat. Traten die Leute heran und wollten zugreifen, so versank der Schatz mit seinem Hüter in der Erde.

147.

Markvippach.

Das Dorf Markvippach hieß vorzeiten Margareten-Vippach und soll diese Bezeichnung von einer Kapelle der heiligen Margarete erhalten haben. Auch wird erzählt, daß im oberen Teile des Dorfes eine Wallfahrtskapelle gestanden habe, wovon einem Hause dort noch lange der Name „Kapelle" geblieben sei.

148.

Neumarkts Name.

Das Städtchen Neumark hinter dem Ettersberge war früher ein Dorf und soll den Namen „Werder" getragen haben. Als es aber durch Bischof Eberhard von Merseburg samt dem dabei gelegenen Schlosse im Jahre 1188 käuflich erworben und mit der Marktgerechtigkeit ausgestattet ward, soll es den Namen „Neumark(t)" erhalten haben.

149.

Der Mönch in Stedten.

In der längst abgebrochenen Mühle zu Stedten neben der Brennerei ist früher einem Arbeiter um Mitternacht wiederholt ein Mönch erschienen, der schweigend vorüberschritt und dann plötzlich verschwand. Der Arbeiter traute sich nicht, die Erscheinung anzureden.

150.

Veits Garten.

Von Veits Garten in Ramsla wurden vordem die schrecklichsten Geister- und Spukgeschichten erzählt, aber genauere Berichte haben sich in der Erinnerung jetzt lebender Dorfbewohner nicht erhalten. Eine alte Frau, die gern von diesen Geschichten erzählte, aber längst gestorben ist, pflegte ihre Berichte mit den Worten zu beginnen: „Tröst' ihn Gott! Veits Garten!"

151.

Das lesende Weibchen.

Ein Bauer von Ramsla pflügte zur Erntezeit bei hellem Sonnenschein auf seinem Felde nach Krautheim zu. Da sah er am Rande des Ackers ein kleines Weibchen hin- und hergehen, das hatte die Hände gegen das Gesicht erhoben und las in einem aufgeschlagenen kleinen Buche, das in der Sonne wie Silber blitzte. Das dauerte eine ganze Weile, bis die Gestalt wieder verschwand.

152.

Der Bauernkalender.

Der Ettersberg gilt den Umwohnern als gewöhnliches Wetterzeichen. Ist auf seiner Spitze helle Luft, so bedeutet es stilles

Wetter; wenn sich aber Wolken über ihm sehen lassen, sagt man, der Berg trübt sich, es wird bald regnen oder Wind und Schnee geben. Aus diesem Grunde wird er auch „Bauernpraktika" oder „Bauernkalender" genannt.

153.

Das Wundertier.

Der Türmer auf der Jakobskirche sah eines Tages beim Ausschauen ein großes unbekanntes Wild von seltener und merkwürdiger Gestalt auf dem Abhange des Ettersberges herumspringen. Er schlug Lärm, und eine größere Menge von Leuten machte sich sogleich auf die Jagd nach dem geheimnisvollen Tier. Aber bevor man ihm beikommen konnte, entzog es sich seinen Verfolgern.

154.

Das gebannte Weib.

Ein wenig über Lützendorf an der Höhe des Ettersberges ist eine unheimliche Stelle, denn dort ist der Geist eines Weibes in einen kleinen Kreis gebannt. Nahen sich zu Mittag Leute dieser Stelle, so erscheint ihnen der Geist und greift nach ihren Kleidern. Kommen sie in den Kreis selbst hinein, so sind sie verloren, denn der Geist faßt sie am Kleide, und von Stund' an werden sie nicht mehr gesehen. Der Geist trägt neun Mützen übereinander, eine immer schöner als die andere, führt ein Beil und hat ein kläffendes Hündchen bei sich. Oft, wenn Holzleser in die Nähe kommen, finden sie einen Haufen Reiser, sie dürfen aber ihren Korb nicht dahin stellen, weil er nach Verlauf der Mittagsstunde verschwindet und erst wieder sichtbar wird, wenn auch der Geist wieder erscheinen darf.

155.

Der Teufel als Tänzer.

In den Teufelslöchern am südwestlichen Abhange des großen Ettersberges soll Herr Urian einen Ausgang aus der Hölle auf die Erde besitzen. Etwas weiter oben am Waldesrande beim „Weißen Häuschen" befand sich früher ein Bretterboden, auf dem heitere Gesellschaften bei Ausflügen zu tanzen pflegten. Gern kam der Teufel dazu herauf und mischte sich unerkannt als feiner Kavalier unter die Tanzenden. Aber wie stoben die Versammelten in jähem Schrecken immer auseinander, wenn der feine Tänzer plötzlich seinen Kopf von den Schultern unter den Arm nahm und sich so im Kreise weiter drehte!

156.

Der Kuno.

Am Ettersberg läßt sich zur Nachtzeit, besonders in der Nähe der Teufelskrippe, „der Kuno", ein Mann ohne Kopf, blicken. Er darf aber nur innerhalb bestimmter Grenzen einhergehen. Wer in sein Gebiet kommt, wird von ihm verfolgt und geängstigt, bis er wieder aus dem Bezirk hinaustritt. In diesem Augenblick tut es gewöhnlich einen lauten Knall wie von einer Peitsche, und der Kuno ist dann nicht mehr zu sehen. Ein Mann aus einem Nachbardorfe, der sich nachts in das Gebiet des Kunos verirrt hatte, fiel vor Schrecken und Aufregung in ein heftiges Nervenfieber. Ein anderer Mann ging mitten in der Nacht von Tiefurt den Ettersberg hinauf nach Ettersburg zu. Als er in der Nähe der „Windlücke" war, wo der Wald beginnt, hörte er entgegenkommendes Pferdegetrappel und erblickte bald nicht weit von sich einen Reiter, dem der Kopf fehlte. Der Reiter wandte aber sein Pferd um und entfernte sich nach dem Walde zu, wo das Getrappel allmählich verklang.

Bei der Teufelskrippe soll auch eine reiche Kriegskasse vergraben liegen, und ein unterirdischer Gang soll von Ollendorf bis zur Teufelskrippe führen.

157.

Das Wütende Heer.

Vom Thüringer Wald herein über Buchfart bis in die dichten Waldungen des Ettersberges zieht, besonders in den zwölf Nächten, mit großem Getöse die Wilde Jägerin Frau Holla mit fliegendem Haar und geschwungener Peitsche auf ihrem Rappen einher. Vor ihr stürmt das Wütende Heer in den fürchterlichsten Gestalten, umflattert und umkrächzt von Geiern, Eulen, Raben und Fledermäusen. Zur Seite des schrecklichen Zuges springen schäbige kläffende Hunde und heulende Bracken. Statt Frau Holla wird auch der Wilde Jäger als Anführer des Wütenden Heeres genannt. Er sitzt auf einem schwarzen Rosse mit umgedrehtem Kopfe. Die Stelle am Ettersberge, wo die Sage den grauenhaften Zug am häufigsten erscheinen läßt, ist das „Weiße Häuschen". Man hört das Geschrei der wilden Schar bis nach Ettersburg.

158.

Frau Holla.

Es wünschte einer die Frau Holla zu sehen. Man sagte ihm, er müsse sich zur Fastenzeit nachts auf einen Kreuzweg stellen. Er folgte dem Rate. Holla kam mit dem Wilden Heere heran. Der Tollkühne blieb im Wege stehen, und Holla hieb ihm zur Strafe ein Beil in die Achsel, das niemand herausbrachte. In dieser Not wandte er sich an den, der ihm den ersten Rat gegeben hatte. Dieser sprach nun: „Stelle Dich über ein Jahr zur selben Stunde an denselben Ort, vielleicht nimmt sie das Beil wieder heraus."

Also ging der Arme auf den Kreuzweg. Holla kam heran und sprach: „Voriges Jahr habe ich hier ein Beil in einen Klotz gehauen, das will ich wieder mitnehmen", und zog das Beil heraus.

Auch eine Magd wollte gern die Holla sehen. Eine Genossin riet ihr, zu Fastnacht die Nacht aufzubleiben und zu spinnen. Sie tat dies. Um 11 Uhr erschien Holla und gab der Magd zwölf Spulen, die sie bis 12 Uhr vollgesponnen haben müsse. Sie spann eifrig, verzweifelte aber fertig zu werden. Da sprach die andere: „Sieh, hier liegt Garn, wickele es auf und sprich, Du hättest es gesponnen." Um Mitternacht kam Holla wieder und fragte, ob die Arbeit beendet wäre. Die Magd antwortete, sie würde gleich fertig sein, und Holla erwiderte: „Das ist Dein Glück". Nach anderer Angabe soll sie der Magd verboten haben, sie je wieder zu erwarten.

159.

Bocksee.

Beim Forstorte „Bocksee" am Wege von den Blutbuchen nach Ettersburg sollen zur Nachtzeit Leute oftmals irregeführt worden sein.

160.

Der Ettersburger Kirchturm.

Als die Kirche zu Ettersburg gebaut wurde, schloß der Baumeister wegen Errichtung des Turmes einen Vertrag mit dem Teufel ab. Er verschrieb seine Seele der Hölle, und Satan verpflichtete sich dafür, in einer festgesetzten kurzen Frist den Turm herzustellen. Eifrig hatte der Teufel an Herbeischaffung und Aufmauerung der Bausteine gearbeitet, sodaß an dem Tage, mit dessen Mitternachtsstunde die vereinbarte Frist ablief, das Werk fast vollendet war. Seines Sieges gewiß flog er von der Teufelskrippe

am Südwestabhange des Ettersberges mit dem letzten dort geholten Mauerstein spät abends durch die Lüfte seinem Ziele zu. Aber er hatte sich doch verrechnet, denn als er in der Höhe dahinschwebte, schlug tief unten die Gaberndorfer Turmuhr Mitternacht. Um ihn zu hintergehen, war die Uhr etwas vorangestellt worden. Ingrimmig, daß ihm die Seele des Baumeisters nun doch noch entgangen war, schleuderte Satan den Stein hinab auf die Erde, wo er in einem Garten zu Gaberndorf (andere sagen in Ramsla) niederfiel und noch heutiges Tages zu sehen ist. An dem Ettersburger Kirchturm aber blieb der Schlußstein Jahrhunderte lang uneingefügt, denn so oft man auch die Lücke zusetzte, jedesmal war sie am nächsten Tage wieder vorhanden, und erst im Jahre 1875 soll es geglückt sein, sie mit Erfolg zuzumauern.

Im Kirchturm selbst soll es nicht geheuer sein. Als einst in der Neujahrsnacht der Adjuvantenchor nach altem Brauch um 12 Uhr seine Choräle und Gesänge vom Turme herab hatte ertönen lassen, wurde nach der Rückkehr ins Schulhaus ein Mann vermißt. Einige stiegen wieder hinauf und fanden den Verlorenen, der dort oben festgebannt war und sich nicht von der Stelle zu rühren vermochte. Erst durch das Erscheinen der Männer wurde der Bann gelöst.

161.

Spuk im Schlosse Ettersburg.

Eines Abends spät ging im Schlosse Ettersburg die Hausmeisterin durch die Räume. Als sie die Tür eines Zimmers aufgeschlossen hatte und eintrat, bemerkte sie, daß die gegenüberliegende Tür, die verschlossen sein mußte, eben zugeworfen wurde. Beim Hinzutreten fand sie die Tür verschlossen. Sie schloß auf und trat ein; da wurde auch in diesem Zimmer die gegenüberliegende Tür von unsichtbarer Hand zugeworfen. Als die Frau hineinging, zeigte sich diese Tür auch verschlossen, und beim Aufschließen wiederholte

sich in dem neuen Zimmer das Zuwerfen der gegenüberliegenden Tür. Da merkte die Hausmeisterin, daß sie von einem Geiste gefoppt wurde, und kehrte um.

Im Ettersburger Schlosse läßt sich auch zuweilen ein gespenstiger Mönch sehen.

162.

Der schwarze Hund.

In dem Wiesengrunde „Hopfengewachs" am Wege von Ettersburg nach Heichelheim ist zur Nachtzeit Leuten bisweilen ein schwarzer Hund auf den Rücken gesprungen und hat sie lange geängstigt.

163.

Die Himmelsziege.

Eine alte Frau von Ettersburg hat zur Nachzeit auf dem Wege nach Ramsla die weiße Himmelsziege gesehen und meckern hören.

164.

Das Lätterchen.

Eine sorglose Mutter in Ettersburg gab auf ihr Kind nicht genügend Obacht. Da geschah es, daß das Kind sich einmal weiter entfernte und beim Spielen unbemerkt in einem der vier vormaligen Klosterteiche ertrank, die an dem nach Ramsla fließenden Bache liegen. Erst spät merkte die Mutter das Fehlen des Kindes und suchte es nun in großer Angst, rufend und schreiend, bis in die Nacht hinein. Als sie mit einer Laterne unter lautem Jammer auch an die Teiche kam, erschien ihr ein Mönch und verfluchte sie, daß sie zur Strafe für ihre Nachlässigkeit immerdar mit der Laterne

nach dem verlorenen Kinde suchen solle. Seit jener Zeit wandelt oft bei Nacht ein geheimnisvolles Licht an den Teichen herum; es taucht bei dem ersten Teiche am Forsthause auf und geht hinab bis zu dem letzten, wo es verschwindet. Viele Leute von Ettersburg haben dieses wandelnde Laternchen („Lätterchen"), besonders zur Adventszeit, schon gesehen, und mancher wagt sich vom Abend an nicht mehr in die Gegend, wenn die Erscheinung in stockdunkler Nacht beobachtet wird. Ein Mann, der nachts von Neumark nach Ettersburg heimkehrte, sah die Laterne und deutlich daneben eine blaue Schürze. In der Meinung, es sei eine Frau, fragte er nach dem Wege, erhielt aber keine Antwort. Da stieß er einen derben Fluch aus, und sogleich verschwand das Licht. Nun wußte er erst recht nicht, wo er war, und kam nach langem Umherirren endlich vor die Linde an der Hottelstedter Ecke. Von da fand er den richtigen Weg nach Hause.

165.

Die versunkene Kirche.

Neben der Straße von Ettersburg nach Hottelstedt befindet sich am Waldessaum ein tiefer kesselförmiger Erdfall, der „das große (tiefe) Loch" genannt wird. An dieser Stelle stand vorzeiten eine Kirche, die in den Boden hinabgesunken ist. Bisweilen tönt aus der Tiefe noch leise das Spiel der versunkenen Orgel herauf. Füllt sich die Öffnung bei längerem Regen oder nach der Schneeschmelze mit Wasser, und man streut Häckerling auf die Oberfläche, so soll derselbe nach einiger Zeit in Großbrembach wieder zum Vorschein kommen. Auch sieht man zuweilen im Sommer eine seltsame Frau, die einen altertümlichen Schaubenhut trägt, um das große Loch herumgehen. Sie hat aber noch nie mit jemandem gesprochen.

166.

Die Bieleiche.

In der Hottelstedter Gemeindewaldung am westlichen Ende des Ettersberges stand bis in das 19. Jahrhundert hinein eine uralte Eiche, die vom Zahn der Zeit völlig ausgehöhlt war und schließlich in Flammen aufging, als Arbeiter ein Feuer in ihrer Höhlung angezündet hatten. Diese Eiche hieß allgemein „die Bieleiche". In den umliegenden Orten sagte man der heranwachsenden Jugend: „Aus der Bieleiche holt Frau Holla die kleinen Kinder und bringt sie den Leuten heimlich ins Haus."

167.

Der älteste Wacholderbaum.

Der Garten zu Gaberndorf, in dem der Schlußstein des Ettersburger Kirchturms liegt (vgl. Nr. 160), enthielt auch noch bis etwa 1880 die Reste eines uralten ungefähr 3 Meter hohen Wacholderbaumes, von dem die Sage ging, er sei der älteste seiner Art in Deutschland.

168.

Die drei Steinsäulen.

In einem Garten zu Gaberndorf stehen drei Steinsäulen in Form eines gleichseitigen Dreiecks aufgestellt. Sie ragen etwa 30 cm über den Boden empor, sollen aber früher viel höher gewesen und allmählich in das Erdreich eingesunken sein. Wie die Sage geht, liegen drei französische Offiziere darunter begraben.

169.

Die Glocke zu Daasdorf a. B.

Von der kleinen Glocke auf dem Daasdorfer Kirchturm erzählt der Volksmund, sie sei vorzeiten durch Schweine aus dem Boden gewühlt worden, und zwar im sogenannten „Grunde" am Tierborn, nordwestlich vom Orte, wo einstmals das untergegangene Dorf Gethorn gelegen hat.

170.

Der Oberkirchhof in Ollendorf.

Am oberen, östlichen Ende des Kirchdorfes Ollendorf soll früher noch eine zweite Kirche gestanden haben. Ihr einstiger Platz heißt noch jetzt der Oberkirchhof.

171.

Die Bären.

Die Bewohner von Ottstedt a. B. werden in den Nachbardörfern gern mit der Bezeichnung „Bären" (auch „Bärentatzen" oder „Bärenschinken") gehänselt. Einst sah, so erzählt die Sage, ein Ottstedter, der in der Abenddämmerung durch das sogenannte Sährig ging, eine dunkle Masse liegen, die sich eigentümlich bewegte. Eilig lief er nach Ottstedt und meldete, draußen im Grunde liege ein Bär. Als die Mannschaft des Dorfes dann mit Sensen, Heugabeln und Dreschflegeln ausrückte, um das Ungetüm zu erlegen, fand man nur den Leichnam eines alten Rappen, der einem Fuhrmann dort gestürzt war. Von diesem Abenteuer soll der Spitzname der Ottstedter herrühren.

172.
Die silberne Glocke.

Auf den Feldern des wüsten Dorfes Arnstedt an der Straße von Ottstedt a. B. nach Ollendorf, dessen Name noch in der Bezeichnung „Arnstedter Höfchen" fortlebt, soll einstmals von Schweinen eine silberne Glocke ausgewühlt worden sein. Man brachte sie nach Ottstedt. Ein Glockengießer aus Erfurt wollte sie gern erwerben und bot den Ottstedtern ein ganzes Glockengeläute dafür. Man gab sie ihm aber nicht. Seitdem ist die silberne Glocke verschwunden, niemand weiß wohin. Nach anderem Berichte ist für den Erlös der silbernen Glocke das ganze jetzige Geläute auf dem Ottstedter Kirchturme gekauft worden.

173.
Wundererscheinungen in Niederzimmern.

Am 3. Juni 1636 gegen Mittag schüttete der Einwohner Heinrich Schröter zu Niederzimmern in seinem Hof mit dem Knechte klares Brunnenwasser auf Lehm für den Bau eines Herdes. Zum Mittagessen begaben sich darauf beide in das Haus. Als sie in den Hof zurückkehrten, hatte sich auf dem angefeuchteten Lehm in drei Grübchen Blut gebildet.

Am 7. Juni 1682 sah man in Niederzimmern bei einem großen Gewitter eine Viertelstunde lang am Himmel die Gestalt eines alten Mannes mit zwei Knaben in einem Schifflein.

174.
Der Geist in Hopfgarten.

In einem Hause am Ende von Hopfgarten wird des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr gräßlicher Spuk gehört und in allen Ecken

allerhand farbiges Feuer gesehen. Der Frau des Hauses ist dreimal ein Geist erschienen und hat sie aufgefordert, mitzugehen, um Geld zu heben. Er ging die Treppe auf und ab und klopfte mit einem Schlüssel an die Tür, worauf sich diese auftat, obwohl sie innen zugeriegelt war. Die Angehörigen der Frau, die auf ihre Bitte mit ihr wachten, bemerkten, als der Geist zum dritten Male kam, nur, daß die Tür aufging, sahen aber den Geist nicht.

175.

Der Schatz im Keller.

Vom Keller eines Hauses in Hopfgarten zieht sich in stumpfem Zickzack ein gewölbter unterirdischer Gang hin, dessen Verlauf unbekannt ist. Einmal ging die Hausfrau in diesen Keller, um Kartoffeln zu holen. Da sah sie auf einem Erdhügel ein brennendes Licht. In der Meinung, ihr Mann habe es stehen lassen, wollte sie es ausblasen, aber in dem Augenblick tat sich der Hügel voneinander, und alles funkelte von Gold. Zugleich stand neben ihr ein großer Hund und vor ihr ein Geist, der ihr winkte, von dem Golde zu nehmen. Als sie sagte, sie habe keine Schürze um, bekam sie einen furchtbaren Backenstreich, und alles verschwand. Ihr Mann, dem sie das Erlebnis erzählte, wollte es nicht glauben; doch nachts kam der Geist mit dem Hunde vor das Bett. Als der Mann da sagte: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn“, verschwand die Erscheinung und wurde nie wieder gesehen. Die Frau soll bald darauf gestorben sein. Der Keller ist auf einen Schatz durchwühlt worden, aber ohne Erfolg.

176.

Die Türkenschlacht bei Nohra.

In der Gegend von Nohra wird seit uralten Zeiten ein merkwürdiger Birnbaum als Träger einer Prophezeiung bezeichnet.

Wie der Volksmund erzählt, wird dort dereinst eine große und furchtbare Schlacht vorfallen, in der die Türken vollständig besiegt und ihr Reich vernichtet werden soll. Dabei wird soviel Blut vergossen, daß Kämpfer und Streitrosse bis an die Knöchel darin waten, und an dem Holz der zerbrochenen Waffen wird man lange Zeit Brennmaterial haben. Ein altes Gedicht des 16. Jahrhunderts spielt auf diesen Volksglauben an, indem es so beginnt:

Man sagt von einer Prophezey,
In welcher solt gemeldet sey,
Daß man zwischen Weymar und Erffurdt
Gehen solt in großem Blut.

An den dürren Ästen des Birnbaums wird alsdann, so erzählt die Sage weiter, ein Schild aufgehängt werden, und zum Zeichen, daß nun ewiger Friede und ein goldenes Zeitalter für das deutsche Reich anbreche, wird der dürre Baum ausschlagen und sich aufs neue in die Farbe der Hoffnung kleiden.

Ein kleines graues Männchen soll vor langen, langen Zeiten einem Türmer in Weimar diese Prophezeiung überbracht haben.

Andere verlegen diese Schlacht in die Nähe des Dorfes Pfiffelbach.

177.

Die Quelle der Gramme.

Die Peterskirche zu Nohra ist bekannt wegen des Umstandes, daß unter ihrem Chore der Bach Gramme entspringt. Als im Jahre 1521 Luther nach Worms reiste, zogen ihm von Erfurt Ratsherren, Professoren und Studenten zur Begrüßung bis Nohra entgegen, und Luther soll damals beim Anblick der Ortsmerkwürdigkeit scherzend zu den Erfurtern das Wort gesprochen haben:

„In der Kirche zu Nohre
„Entspringt die Gramme unter dem Chore."

178.

Wundererscheinungen in Nohra.

Am Himmelfahrtstage (26. Mai) 1636 sahen verschiedene Einwohner von Nohra beim Heimgehen aus dem Nachmittagsgottesdienst über dem Pfarrhaus nach dem Ettersberge zu drei weiße Kreuze am Himmel, die teils verkehrt untereinander, teils nebeneinander standen und sich in der Richtung von Erfurt nach Weimar zu bewegten. In der folgenden Nacht erblickten andere Bewohner des Ortes am Himmel in der Richtung nach Weimar zu mehrere Totenbahren.

Eine Woche nach Himmelfahrt (2. Juni) geschah es, daß der kleinste Teich in Nohra sich von früh 8 Uhr bis nachmittags 5 Uhr blutigrot färbte. Mit einigen Unterbrechungen wiederholte sich diese Erscheinung wochenlang täglich, nur daß die blutige Färbung allmählich etwas eher aufhörte und zuletzt schon in den Mittagsstunden verblich. Mehrmaliges Ablassen und Ausfegen des Teichleins blieb ohne Wirkung, die Blutfärbung kehrte immer wieder.

Der Herzog von Weimar kam selbst nach Nohra und besah sich das Wunder. Der Rat von Erfurt ließ etliche Gläser der Flüssigkeit holen; man konnte damit schreiben wie mit roter Tinte.

Man erblickte in diesen Erscheinungen Anzeichen drohender Gefahren durch Krieg oder Seuchen.

179.

Die unheimliche Stelle bei Utzberg.

Ein Mann aus Hopfgarten kehrte in mondheller Nacht spät von Erfurt zurück, wo er den Arzt für seine kranke Frau holen wollte. Als er in die Nähe von Utzberg kam, lief ein großer schwarzer Hund mit mächtigem Schwanze, feurigen Augen und mit Ketten um den Hals immer im Kreise um ihn herum. Der Mann wollte ihn verjagen, aber er konnte nicht; er wollte rufen, doch die

Stimme versagte ihm; er konnte nicht vorwärts, noch seitwärts, er war wie auf die Stelle festgebannt. So verharrte er in Todesangst bis gegen 1 Uhr, da verschwand das Ungeheuer. Der Mann aber starb kurze Zeit darauf. Ein Schneider aus Utzberg hat auf derselben Stelle einen Reiter ohne Kopf, und eine Frau aus Hopfgarten eine schwarze Katze mit einem weißen Kreuz auf dem Rücken gesehen.

180.

Sohnstedt.

Vorzeiten wurde eine Gräfin, die durch Thüringen reiste, zwischen Erfurt und Weimar von einem Sohne entbunden. Das Dorf, in dem dies geschah, soll davon den Namen Sohnstedt erhalten haben. Wie die Sage weiter berichtet, erwies sich die Gräfin für den Beistand, der ihr von den Bewohnern der Dörfer Bechstedtstraß, Sohnstedt und Utzberg in der schweren Zeit geleistet ward, dadurch erkenntlich, daß sie den drei Dörfern ein Stück Waldes in der Nachbarschaft schenkte. Dieser Wald gehört den drei Orten noch jetzt.

181.

Der Pfarrer ohne Kopf.

In Obernissa geht die Sage von einem Pfarrer, der keinen Kopf hat. Er nimmt seinen Weg von der Wechselholzecke bis zur Eselsucht und von da wieder zurück. Meistens wird er von solchen Leuten gesehen, die an einem Sonntag geboren sind. Sehen ihn andere Leute, so werden diese von ihm irregeführt. Oft sieht man ihn auch zu Pferde.

182.

Der Zauberer in Eichelborn.

Ein alter Mann in Eichelborn hatte große Kenntnisse in geheimen Künsten und heilte viele Leute. Eines Abends las er in einem alten Buche, als gerade ein Knabe bei ihm in der Stube war. Der Alte wurde hinausgerufen und verbot vorher dem Knaben, in dem Buche zu lesen. Dieser aber übertrat das Verbot. Kaum hatte er einige Worte gelesen, so hörte er ein starkes, immer stärkeres Geräusch an den Fenstern. Es war eine Schar Raben, die mit den Schnäbeln daran pickten. Der Knabe geriet in tötliche Angst; da trat der Alte zornig ein, gab dem Knaben einen Backenstreich, las schnell einige Worte in dem Buche, und die Raben verschwanden. Der Mann hatte jene Worte, durch welche die Raben herbeschworen waren, rückwärts ohne Anstoß gelesen, darum hatten sie wieder weichen müssen.

183.

Die Kirche zu Oberweimar.

In der Oberweimarischen Kirche liegt Graf Friedrich von Weimar und Orlamünde († 1365) nebst seiner Gemahlin begraben. Es soll ihm ein Goldschatz von ungeheurem Werte mit in die Gruft gegeben worden sein. Wer es aber unternimmt, die Ruhe dieser Toten durch Suchen nach dem Schatze zu stören, verwirkt dadurch sein Leben. Ein junger Ortspfarrer, der bei baulichen Ausbesserungen im Innern der Kirche emsig nach dem verborgenen Goldschatz graben ließ, ward kurze Zeit darauf von einer hitzigen Krankheit schnell dahingerafft.

Es wird auch erzählt, daß von der Oberweimarischen Kirche in Klosterzeiten ein unterirdischer Gang zur Kirche von Ehringsdorf geführt habe.

184.

Lukard.

Lukard, die Tochter einer angesehenen Erfurter Familie, war eine fromme Cisterziensernonne in Oberweimar. Als sie etwa 1288 in ihrem zwölften Lebensjahre dem dortigen Kloster übergeben wurde, brachte sie u. a. ein wertvolles Marienbild mit, das vordem der heiligen Elisabeth gehört hatte. Eine exzentrisch-religiöse Natur von zarter und schwächlicher Gesundheit, versenkte sich Lukard weit über ihr Vermögen in fromme Betrachtungen, Grübeleien und Andachtsübungen, sodaß sich mehr und mehr ein Zustand schwerer Hysterie und bedenklicher Muskel- und Nervenstörungen bei ihr entwickelte. Schon bald nach dem Eintritt in das Kloster zeigten sich die Anfänge ihres Leidens, doch hielt sie sich dabei ein Jahrzehnt hindurch leidlich aufrecht. Während der letzten elf Jahre aber bis zu ihrem Tode 1309 mußte sie fast immer gelähmt, verkrümmt und fiebernd im Bett zubringen. Durch die Bresthaftigkeit des Körpers ward jedoch ihr Geist um so lichter, und häufig fühlte sie sich in herrlichen Erscheinungen und Bildern über die alltägliche Wirklichkeit hinausgehoben.

Die Wundmale Christi samt den Dornenstichen um das Haupt soll Lukard an sich hervorzubringen verstanden und jeden Freitag zum Bluten gebracht haben. Regelmäßig zu Ostern fühlte sie sich für einige Zeit kräftiger und konnte sich dann fast wie eine Gesunde bewegen. Wiederholt glaubte sie die heilige Maria als wunderschöne Dame in weißer Kleidung, bald mit dem Christuskinde, bald ohne dasselbe, zu sehen und sich mit ihr zu unterhalten. Einmal berührte Maria die Wunden der Lukard und linderte dadurch den Schmerz und die Schwäche so sehr, daß die Kranke plötzlich aufstehen und wandeln konnte — ein Wunder, für welches in der Klosterkirche ein feierliches Tedeum veranstaltet wurde. Ein anderes Mal reichte ihr Maria zur Stärkung ihre Brust zum Trinken dar. Von Johannes dem Täufer, der ihr als ehrwürdiger

Greis erschien, meinte sie auf Christi Befehl ein goldenes Schmuckstück in Ringform zum beständigen Tragen empfangen zu haben. Auch Christus selbst zeigte sich mehrmals ihrer Vorstellung als feiner schöner Jüngling, der ihrer Kraftlosigkeit beisprang, sie durch ein Stück gebratenen Huhnes stärkte und ihr seinen Geist einblies. Ebenfalls als Gekreuzigten sah sie ihn, wie er seinen rechten Arm vom Holze löste und ihr entgegenstreckte. Zu anderen Zeiten ward sie vom Teufel geplagt, der sie vergeblich von ihrer Frömmigkeit abzubringen suchte und dann aus Verdruß unter schrecklichem Lärmen nachts in ihrer Zelle herumpolterte.

Bei der Feier des Abendmahles meinte sie einmal in das tiefste Herzensinnere aller kommunizierenden Klostergenossinnen sehen zu können. Aus ihrem eigenen Herzen erhob sich einmal eine goldene Leiter zum Himmel empor, auf deren Sprossen sich Engel bewegten und auf deren Spitze Christus thronte. Wieder einmal glaubte sie sich selbst durchsichtig und in ihrem Herzen das Bild des Gekreuzigten zu sehen, auch soll sie von anderen in solcher Durchsichtigkeit erblickt worden sein.

Den Tod ihrer Mutter in Erfurt und das Begräbnis schaute sie aus der Ferne mit allen Einzelheiten und setzte ihre Schwester, die persönlich nach Oberweimar kam, um die Trauerbotschaft zu überbringen, durch ihr Wissen in das höchste Erstaunen. Mit einer verstorbenen Klosterschwester und mit den Geistern der Dominikanerpriester Heinrich von Mühlhausen und Eberhard, die ihre Beichtiger gewesen waren, glaubte sie öfter Gespräche zu führen.

Der Ruf von Lukards wunderbarem Wesen erscholl bald weit über das Land. Von der Bevölkerung ward sie hoch verehrt, und öfters machten vornehme Reisende einen Abstecher, um die Stigmatisierte von Oberweimar aufzusuchen und zu bewundern. Einen fremden Herrn, der an langwierigen heftigen Augenschmerzen litt, soll Lukard von seinem Übel befreit, und Leute, die von Kopfschmerzen gequält wurden, oftmals durch einfaches Handauflegen geheilt haben. Die Tücher, mit denen man ihre Wundmale um-

wickelte, galten in ihrer Durchblutung als heilkräftig und wurden von den Klosterschwestern gern an Kranke verteilt; zwei Blinde sollen durch Auflegen derselben ihr Gesicht wieder erhalten haben. Eine kranke Nonne, die sich nicht regen konnte, wurde von Lukard durch ihr bloßes Wort und durch einfaches Ergreifen der Hand aufgerichtet und zum sicheren Gehen gebracht.

Als Lukard einmal zur Winterszeit starke Schmerzen an ihren Wundmalen empfand, bat sie die Pflegerin, ihr ein Blättchen Wegerich zum Auflegen und Lindern zu holen. Die Pflegerin machte der Kranken begreiflich, daß draußen alles fest gefroren sei und eine dichte Schneedecke über der Erde liege. Da bezeichnete ihr Lukard eine bestimmte Stelle, wo sie nur den Schnee wegzufegen brauche, um zwei Blätter Wegerich zu finden. In der Tat fand die Pflegerin an dem angegebenen Platze unter dem Schnee zwei Blätter Wegerich, die sie der Kranken überbringen konnte.

In der Nacht auf den 22. März 1309 waren die Nonnen im Chor versammelt zur Vorfeier von Mariä Verkündigung, nur Lukard war gelähmt in ihrer Zelle zurückgeblieben. Da ertönte plötzlich von selbst die Tafel, durch deren Anschlagen der Tod einer Klostergenossin angezeigt zu werden pflegte. Als man in die Zelle der Zurückgelassenen eilte, fand man Lukard als Leiche. Ein sanfter Tod hatte ihrem leidensreichen Leben unvermutet ein Ende gesetzt. Die Nachricht von diesem Todesfall verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der ganzen Gegend. Um die wundertätige Stigmatisierte noch zu sehen, strömte das Volk in solchen Mengen herzu, daß die Beisetzung des Leichnams erst am dritten Tage stattfinden konnte. Ihre letzte Ruhestätte fand Lukard in der Marienkapelle an der Seite der Kirche, wohin sie sich bei Lebzeiten so gern zu Andachtsübungen hatte tragen lassen. Noch manche Wunder und Heilungen sollen später an ihrer Gruft vorgekommen sein. Kapelle und Grab aber sind längst verschwunden, und auch das Gedächtnis der frommen Nonne lebt nicht mehr fort in dem heutigen Geschlechte.

185.

Der umgedrehte Kopf.

Wo, sanft gewunden, sich die Ilm
  Nach Oberweimar zieht,
Saß einst der arme Schäfer Wilm
  Mit traurigem Gemüt.
Er weidete seit vielen Jahren
Des nahen Klosters Lämmerscharen.

„Dort drüben", sprach er, „wohnt das Glück!
  „Doch hier auf dieser Flur — —!
„O, gönnte gütig das Geschick
  „Mir hundert Gulden nur!
„Mehr wäre wahrlich nicht vonnöten;
„Ich kauft' ein Haus und freite Greten."

Urplötzlich braust, empört und wild,
  Die Flut der Ilm empor.
Es taucht, vom Schleier halb verhüllt,
  Ein Frau'ngebild hervor,
Und leis' rief's, wie, bewegt vom Winde,
Die Äolsharfe tönt: „Erlinde"!

Das Mägdlein sprach, indem's geschwind
  Den Schleier um sich zog,
Der, leicht bewegt vom Abendwind,
  Um ihren Nacken flog:
„Sag', willst Du mir Vertrauen schenken,
„So will ich Deiner hold gedenken!"

Und bang und mit Entsetzen schlug
  Ein Kreuz der fromme Hirt:
„Seid ihr die Hexe, die durch Trug
  „Der Menschen Geist verwirrt?

„Bleibt mir — ich kenn' die Teufelskünste —
„Vom Hals mit eurem Geldgewinste!“

„Wie? So verkennest Du die Macht,
„Die jedes Wesen ehrt?
„Ha! nicht des Lohns, Dir zugedacht,
„Der Strafe bist Du wert.
„Und zwiefach, statt Dich zu beglücken,
„Soll Dich Dein hartes Schicksal drücken!“

Hui! drehte sich dem armen Tropf —
Welch wunderlicher Spaß! —
Der Hals herum, daß ihm der Kopf
Fast auf dem Nacken saß.
Und gellend tönte dem Verächter
Der Nixenmacht ein Hohngelächter.

Von seinem traurigen Geschick
Gebeugt und fast verwirrt,
Erschien mit tief gesenktem Blick
Im Klosterhof der Hirt.
Doch fand er in den heil'gen Mauern
Statt Rat und Hilfe nur Bedauern.

In seiner Not bediente man
Der Teufelspeitsche sich,
Vor der voll Scheu wohl dann und wann
Der Menschen Erbfeind wich.
Doch dies Gerät, ein Schreck dem Bösen,
Schien Nixenzauber nicht zu lösen.

Indes lief Gretchen schnell den Pfad
Am Rand der Ilm dahin,
Sank flehend auf ihr Knie und bat
Die Wellenkönigin,

Aus Mitleid ihren Vielgetreuen
Von seiner Strafe zu befreien.

Da scholl, indem auf blauer Flut
  Die Zürnende erschien,
Das sanfte Trostwort: „Fasse Mut!
  „Dem Armen ist verziehn!
„Geh', liebes Kind! Dir wird es glücken
„Das schiefe Haupt zurechtzurücken."

Das Mädchen war, fast wie im Traum,
  Zur Heimat schnell gerannt
Und sie berührte wirklich kaum
  Den Kopf mit leiser Hand,
Da setzt' er sich mit Blitzesschnelle,
O Wunder! an die alte Stelle.

Gar bald vernahm man Gretchens Kur
  Im Lande weit und breit,
Und es erhielt sich ihre Spur
  Bis in die spät'ste Zeit.
Sie ward als eine werte Kunde
Gepriesen oft von holdem Munde.

Seitdem hält's manche Frau erlaubt,
  Daß sie, wenn's ihr beliebt,
Auch ohne Not des Mannes Haupt
  Etwas zurechte schiebt.
Drum gilt von wilder Ehefehde
Der Ausdruck noch als Sprichwortrede.

Heinrich Döring.

186.

Der Mägdeborn.

An einem Maimorgen ging einmal eine junge Magd von Oberweimar den Wiesenabhang hinauf, um Gras zu holen. Als sie ihren Korb reichlich gefüllt hatte und auf dem Rückweg zum Dorfe war, ließ sie sich, um auszuruhen, auf einem bemoosten Steine nieder. Kaum hatte sie etliche Augenblicke gesessen, da tat sich der Boden unter ihr auf, und sie versank im Innern der Erde. Sogleich aber stieg an dieser Stelle aus dem Boden ein klarer lebender Quell hervor, der zur Erinnerung an das Ereignis den Namen „Mägdeborn" erhielt. Dieser Bach hat die Eigentümlichkeit, daß er oft lange Zeit aussetzt, dann aber in lebendiger Frische immer wieder zu fließen beginnt.

187.

Schätze auf dem Hainberge.

In dem Hainberggehölz hinter Belvedere sind, wie die Sage in den umliegenden Ortschaften geht, große Schätze vergraben und harren ihrer Hebung. Schon viele haben da und dort in dem Gehölz nachgegraben, aber noch keiner ist so glücklich gewesen, die richtige Stelle zu treffen.

188.

Der Faziusbrunnen.

Oberhalb Taubachs jenseits des Weimar-Geraer Eisenbahndammes entspringt im Felde eine Quelle, die den Namen Faziusbrunnen trägt. Dort soll Bonifatius gepredigt und getauft haben.

189.

Der falsche Wunderprophet.

Zu Mellingen lebte in der Mitte des 16. Jahrhunderts ein Kuhhirt namens Hans Vater. Der machte sich im Jahre 1561 auf und durchzog Mitteldeutschland als Bußprediger, obwohl er von der Theologie nichts weiter verstand als die drei Glaubensartikel und das Vaterunser. Er gab an, ein Zauberer Nikolaus Gottel, der vor Weimar verbrannt worden sei, habe ihm bläuliches Brot zu essen gegeben und ihn dadurch behext. Seitdem sei der Satan über ihn mächtig geworden, ihn zwölf Jahre lang zu plagen und zu binden. Oftmals waren ihm die Hände fest auf dem Rücken zusammengebunden wie einem Diebe, der zum Galgen geführt wird. Die Knebelung zeigte sich so stark, daß seine Hände anschwollen, auch floß ihm dabei Blut aus Mund und Ohren. Niemand konnte das Band lösen, es mußte immer durchschnitten werden. Hans Vater erzählte, daß ihn der Teufel einmal auch mit einer silbernen Kette gefesselt und ihn später nackt durch ein kleines Mauerloch gezogen und in eine Wüstenei zu dreitägigem Fasten geführt habe. Ein anderes Mal sei er vom Satan an eiserner Kette in einer Scheune aufgehängt und gemartert worden. Allerhand Offenbarungen und Gesichte seien ihm erschienen, so namentlich ein vornehmer Mann in weißer Kleidung und mit einer Messingkrone, der ihm befohlen habe, sein Leiden mit der Fesselung sowohl den Geistlichen zu berichten, wie auf der Straße jedermann zu verkündigen, damit die Welt Buße tue und von den Sünden abstehe. In Leipzig, Wittenberg, Torgau, Meißen, Dresden, Freiberg, Zwickau, Halle a. S., Mansfeld, Eisleben, Erfurt, Frankfurt a. M. und anderen Orten erregte Hans Vater viel Aufsehen und ward wie ein Wunderprophet angestaunt; es erschienen auch verschiedene Schriften über ihn. Am 23. April 1562 fand er sich gefesselt vor Nürnberg ein. Der dortige Rat ließ ihn lange sorgfältig bewachen; da kam es an den Tag, daß er ein Betrüger war. Die Selbst-

fesselung und das Blutfließenlassen hatte er, wie er bekennen mußte, von Nikolaus Gottel gelernt, die Erscheinungen erfunden. Er ward am Pranger gestäupt und des Landes verwiesen. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt.

190.

Hans Gruner und der Teufel.

Am 17. Juli [1698], als am vierten Sonntag nach Trinitatis, begab sich der 52jährige Einwohner Hans Gruner von Mellingen in aller Frühe, etwa gegen 3 Uhr, nach seinen Reusen, die eine gute Viertelstunde vom Ort entfernt in der Ilm und im Madelbache lagen, und wollte die gefangenen Krebse holen. Als er den Inhalt der Reusen auf den Rasen schüttete, um die Krebse zu zählen, merkte er, wie jemand mit kleinen Steinen nach ihm warf. Anfänglich achtete er nicht darauf, in der Meinung, die Grasemägde wollten ihn foppen oder schrecken. Endlich sah er sich aber doch um und gewahrte nicht weit von sich einen grauhaarigen Mann in einem länglichen Lederkamisol und schwarzem Hute. Dieser trat näher herzu und redete den Hans Gruner ohne jede vorgängige Begrüßung also an: „Vater, es wird Dir gar sauer, Du bist ganz naß und mußt Dein Brot mit schwerer Arbeit verdienen; ich will Dir aber Geld vorstrecken, daß Du mit den Deinen besser sollst auskommen." Der Fischer meinte, es wäre ein mitleidiger Mensch, und antwortete: „Ach, ich begehre Eure Hilfe nicht, ich bin ohnedem schuldig und habe geborget mehr als ich bezahlen kann, mag mich daher nicht weiter verstricken." Doch der Fremde fuhr fort mit Versprechungen, er wolle ihm sein Lebtage Geld und Gut genug verschaffen und verlange nichts zurück, er solle sich nur in dieses Buch einschreiben. Dabei zeigte er ihm ein langes schwarz eingebundenes Register und sagte: „In diesem Buche stehen viele hohe Potentaten und wackere Leute." Gleichzeitig schüttete er neben die Krebse auf die Erde einen solchen Haufen Gold und Silber,

daß er in der Fischbütte nicht Platz gefunden hätte. Der Bauer erschrak darüber aufs heftigste, rührte nicht das Geringste an, sondern sagte nur: „Ich mag Euer Geld nicht!“ Zugleich ward er gewahr, daß der Fremde sich in eine gräßliche Gestalt verändert hatte, mit einem Pferde- oder Kuhfuß, mit Löwen- und Bärentatzen statt der Hände und Arme, und mit einem abscheulichen Kopfe mit hohen Hörnern und faustgroßen feurigen Augen. Auch das Lederkollerchen hatte sich in lauter lange schwarze Bockzotteln verwandelt, sodaß sich Hans Gruner über diesen Anblick des leibhaftigen Satans schrecklich entsetzte und anfing herzinniglich zu beten. Der Teufel aber verspottete seine Frömmigkeit und redete ihm weiter zu, das Geld anzunehmen, sich in das schwarze Buch einzuschreiben und von Gott abzufallen, wofür er lebenslang keinen Mangel mehr haben solle. Als Gruner anhielt mit seinem Gebet und den Spruch vom Schadennehmen an der Seelen Seligkeit anführte, entgegnete der Versucher: „Was? Seelen Seligkeit! Ist Dir denn so viel an Deiner Seelen Seligkeit gelegen? Die Seele wird Dir doch wohl bleiben!“ Vor Schrecken und Furcht wurde Hans Gruner darauf von einem starken Zähneklappern befallen, und als der Satan sah, daß er dem einfältigen, in der Bibel gut beschlagenen armen Bauersmann nichts anhaben konnte, sagte er zuletzt: „Ist Dir an Deiner Seele so viel gelegen, da lauf immer hin und bleib ein armer Fischer!“ Unter Zittern und Zagen hatte Gruner inzwischen seine Krebse aufgelesen und in die Fischbütte geworfen; unter anhaltendem Seufzen und Beten eilte er gegen Mellingen zurück, verfolgt von dem Teufel, der ihm mit schrecklichem Brüllen auf den Fersen blieb. Als sich Gruner dicht vor dem Orte etwas umwandte, konnte er nur bemerken, daß es hinter ihm her wie ein Bär brummte und der Erdboden erzitterte. Zu Hause angekommen, mußte er sich krank sogleich ins Bett legen und sechs Wochen lang darin bleiben. Erst als der zehnte Tag vorübergegangen war, erzählte er die Veranlassung zu seiner Krankheit, und gegenüber seinem Beichtvater sagte er, es schmerze ihn

über alle Maßen und nichts täte ihm so weh, denn daß er den Satan so geehrt, daß er ihn mit „Ihr" angeredet habe; er hoffe, Gott werde ihm dies nicht zurechnen, und er wolle dem Satan anders und besser begegnen, wenn sich der Fall noch einmal ereigne, wovor ihn aber Gott behüten wolle.

191.
Der unheimliche Hund.

Ein Geistlicher ritt an einem Wintermorgen früh von Obersynderstedt auf ein eingepfarrtes Dorf. Als er an den Bach im Tale gelangte, wurde das Roß scheu, und der Pfarrer gewahrte einen unheimlichen großen schwarzen Hund, der sich aufgerichtet hatte und ihn mit langer feuriger Zunge anbleckte. Das Roß tat einige Seitensprünge und floh; der Hund aber folgte und verschwand erst bei dem Pfarrdorf.

192.
Der wilde Otternburger.

Südlich vom Dorfe Öttern an der Ilm erhob sich vorzeiten die Otternburg, und darin hauste ein rauher Herr, der als großer Jäger mit einem wilden Troß vom Morgen bis zum Abend in so gewaltsamer Weise das Weidwerk betrieb, daß weithin im Umkreis alle Menschen mit Grauen und Entsetzen vor ihm erfüllt wurden. Auch der Gottesfrieden der Sonn- und Feiertage wurde von dem wilden Jägersmann und seinen Genossen nicht geachtet, ja an einem stürmischen Allerheiligentag brachten sie sogar zwei greise Priester zum Untergang in den empörten Wellen der Ilm. Unmittelbar nach dieser Freveltat durchritt die rohe Schar unbekümmert den Fluß und stürmte hinauf auf die Berge zur Jagd. Es war Abend und finster geworden. Da stürzte flußaufwärts von

Buchfart der Führer am Eingang einer Schlucht, die von steiler Felsenhöhe hinab zu Tale führt, und Roß und Reiter verschwanden in der Tiefe. Der ganze Troß sprengte ihm nach, und losgelöste Felsblöcke, entwurzelte Bäume waren ihr schauerliches Geleit. Niemand sah wieder etwas von ihnen.

Am Allerheiligentage aber huschen noch jetzt die Geister der wilden Schar durch die Schlucht unter dumpfem, rätselhaftem Getöse. Die Wanderer vermeiden daher zur Nachtzeit diese Stätte und beflügeln ihre Schritte, um aus der Nähe des unheimlichen Ortes zu gelangen.

193.

Das Wunderfräulein der Berge.

Wenn die ersten Schwalben ins Land kommen und den Frühling verkündigen, da zieht aus dem Felsenschlosse Buchfart ein wundersames braungelocktes Fräulein, umringt von zarten Luftgestalten, und eilt, hochgegürtet in weißem lichtglänzenden Gewand, über die Berge, indem sie mit ihrer Rechten segnend und schützend einen goldenen Stab über Hirten und Herden und die ganze Umgegend ausstreckt. Oder sie reitet in Begleitung weißer kläffender Hündchen mit rotfeurigen Zungen auf einem weißen goldgeweihigen und flügelfüßigen Hirsch durch Wälder, Fluren und Auen, über Berg und Tal bis auf den Ettersberg. Wenn aber im Herbst die Blätter fallen und die Hirten ihre Herden in die Winterstallungen führen, dann kehrt das Fräulein auf ihrem Hirsch über die Berge zurück nach Buchfart in das Felsenschloß und hält dort Winterruhe, bis sie vom neuen Frühling zu neuer Wanderung geweckt wird. Nur zur schönen Jahreszeit läßt sie sich blicken, aber wer das Bergfräulein einmal geschaut, den zieht es hinauf zu ihr in die Felsenburg auf Nimmerwiederkehr. Wohl steht ein getreuer Eckart in grauer Schattengestalt am Eingang der alten Felsenburg und versucht jeden zurückzuhalten, der betört von Ent-

züdung und Verlangen zu der Holdin strebt; aber seine Warnungen bleiben unbeachtet, und keiner ist wieder herausgekommen, hinter dem sich die Pforte der Burg einmal geschlossen hat. Die Sage weiß von manch einem Mann zu erzählen, der um des Wunderfräuleins willen Braut und Familie verlassen hat und im Felsenschlosse für immer verschwunden ist.

194.

Die Silberlöcher.

Am Fuße der alten Felsenburg Buchfart, die wohl noch aus grauer heidnischer Vorzeit herrührt, befinden sich im felsigen Ilmufer drei Vertiefungen, „die Silberlöcher" genannt. Diesen drei bogenförmigen Öffnungen entströmt, wie die Sage berichtet, an jedem goldenen Sonntag (Trinitatis), in dessen Nacht der Vollmond eintritt, lauteres Silber, bewacht von einer Schar grimmig dreinschauender Zwerge und dem Herrscher des Gnomenreichs selber mit funkelnder Königskrone auf dem graubärtigen Haupte. Kein Mensch kann den Zauberkreis dieser Gesellen ohne Schaden an Leib und Seele betreten, nur wenn sich eine Jungfrau mit der blauen Wunderblume der Berge naht, verschwinden die Unholde vor ihren Augen, und sie kann aus der Silberquelle schöpfen bis zum Grunde. Diese blaue Blume des Glücks aber blüht in der Nacht des goldenen Sonntags auf dem höchsten Gipfel des Berges, der über dem Ilmtal emporsteigt. Aus dunkelgrünen seltsamgestalteten Blättern ragt ihr rötlicher Stengel hervor, ihn umringen neun Blüten von himmelblauer Farbe und fremdartiger Form. Die güldenen Staubfäden, die aus der Tiefe des Kelches wie von einer Sonne ausgehen, bilden ein Kränzlein, das, gar herrlich anzuschauen, über den Rand der Blüte hinauswinkt. Köstlich ist der Duft der Blume, und wenn der Nachtwind sie leise berührt, dann tönen die wundersamen blauen Glocken wie zarte liebliche Silberstimmen.

195.

Der kleine Mann und der Maurer.

Ein Maurer, der in Berka an einem Bau gearbeitet hatte, ging einst in stürmischer Winternacht das Ilmtal abwärts seinem Heimatsdorfe zu. Als er in die Nähe von Buchfart gekommen war und die dortige Turmuhr Mitternacht schlug, schritt, wie plötzlich aus der Erde gewachsen, langsam und schweigend ein kleines altes Männchen neben ihm her. Auf die Frage des Maurers nach dem Ziele der Wanderung zeigte der Kleine nach dem Felsenschloß und sagte: „Dort oben ist meine Behausung. Willst Du mit mir kommen, so kannst Du Dir noch einen guten Nachttrunk verdienen.“ Der Mann folgte den Bergpfad hinauf und erhielt dort beim Schein einer Leuchte, die der Kleine entzündete, Anweisung, eine Vertiefung in dem Berge zu erweitern. Es war der Eingang zu einem unterirdischen Gange. Während der Kleine Mörtel und Steine herbeischleppte, arbeitete der Maurer rüstig an der Auswölbung. Nach einigen Stunden brachte der Kleine einen silbernen Pokal und reichte dem Manne daraus köstlichen Wein zur Stärkung. Dann hieß er ihn heimgehen mit der Aufforderung, am nächsten Abend zur Vollendung des Werkes wiederzukommen. Er versprach hohen Lohn, wenn der Maurer Verschwiegenheit bewahre. Gleichzeitig reichte er ihm eine Hand voll gelber Blätter und sagte, die solle er seinem Weibe mitbringen. Dann ertönte der erste Hahnenschrei, die Leuchte verlosch, und das Männchen war verschwunden. Verdrießlich betrachtete der Maurer die wertlosen Blätter und warf sie weg, nur eins blieb unbemerkt an seinem Wamse hängen. Bei der Ankunft daheim fragte sein Weib eindringlich nach dem Grunde der Verspätung, aber er gedachte der Bedingung des Alten und schwieg. Als aber die Frau am anderen Morgen in den Fäden seines Wamses eine glänzende Goldmünze entdeckte, bestürmte sie ihn aufs neue mit Fragen, und in der Überraschung des Augenblicks erzählte er sein ganzes Er-

lebnis. Freilich fiel es ihm alsbald schwer aufs Herz, daß er geplaudert hatte, doch beruhigte er sich wieder und ging nach Sonnenuntergang mit seinem Werkzeug eilig dem wohlbekannten Berge zu. Aber dort schien ihm alles verändert, er fand seine Arbeitsstätte an dem Eingang des unterirdischen Ganges nicht mehr, und der kleine Mann stellte sich nicht ein. Ebensowenig war von den weggeworfenen Blättern etwas zu entdecken. Noch öfter machte sich der Maurer auch in der Folgezeit ans Suchen, doch fand er die Stelle niemals wieder. Die Goldmünze befindet sich aber noch im Besitze seiner Nachkommen.

196.

Schätze im Buchfarter Schlosse.

Unter dem Garten des letzten Hauses von Buchfart beginnt, wie die Sage meldet, ein unterirdischer verschütteter Gang nach dem Felsenschlosse mit seinen versunkenen, vergessenen Schätzen, die in ganzen Braupfannen voll Gold bestehen. Oftmals sieht man dort geheimnisvolle Lichter dahinschweben, und zuweilen schlagen unter seltsamem Getöse zuckende Flammen aus den alten Fensterhöhlen. Ein Müllerbursche aus Hetschburg traf dort wiederholt einen Geist, der ihn aufforderte, die verborgenen Schätze mit ihm zu heben, jedoch unter der Bedingung, daß der Bursche seinen Paten, einen bekannten Hexenmeister, nicht mitbringe. Der junge Mann kam aber zur verabredeten Zeit dennoch mit seinem Paten; da erschien der Geist und gab dem Burschen statt der erhofften Schätze ein paar tüchtige Backenstreiche. Noch mancher andere hat versucht, die Schätze zu heben, aber keinem ist es geglückt.

197.

Das schwebende Licht.

Am Buchfarter Schloßfelsen verunglückte einstmals eine Jungfrau, als sie nach ihrem Liebhaber suchte, der dem Wunderfräulein in die alte Felsenburg nachgezogen war. Vom Grab der Verunglückten am Fuße des Felsens steigt in Maiennächten oftmals ein Vöglein empor und läßt wundersamen Gesang erschallen. In der Nacht des ersten Adventssonntages aber erhebt sich jedes Jahr aus dem Felsengrabe der Jungfrau ein glänzendes Licht. Das schwebt hinauf, umkreist die alte Felsenburg und kehrt dann langsam zur Tiefe zurück, von der es ausgegangen ist.

198.

Die Martinskirche.

Vom Felsenschlosse Buchfart soll in vergangenen Zeiten eine große Brücke nach der Martinskirche auf dem Martinsberge bei Hetschburg geführt haben. Die Martinskirche aber wird betrachtet als christliche Tochter einer heidnischen Mutter, einer Opferstelle des Wodan, den die christlichen Sendboten öfters durch den heiligen Martin ersetzten. Eine gelehrte Absonderlichkeit will in den alten Wällen des Martinsberges die Reste eines römischen Lagers des Drusus erblicken.

199.

Der Geist bei der Martinskirche.

Zur Mitternachtsstunde bewegt sich oftmals eine dunkle Schattengestalt bei Hetschburg durch den Martinsgrund ins Tal hinunter und umschreitet gesenkten Hauptes den Felsen, der einst die Martinskirche getragen. Es ist der Geist eines wilden Junkers,

der vorzeiten einen frevelhaften Mord an der heiligen Stelle begangen hatte und dann in blinder Flucht den Felsenabhang hinuntergestürzt war in das Wassergrab der Ilm.

200.
Der Herrensprung.

Am linken Ilmufer unterhalb Hetschburgs führt ein Berg den Namen „Herrensprung". Die Sage erzählt, daß im dreißigjährigen Kriege ein Trompeter, um den verfolgenden Feinden zu entgehen, von dieser Höhe hinabgesprungen sei und die Ilm durchschwommen habe. Glücklich ans andere Ufer gelangt, habe er seine Trompete angesetzt und das Lied geblasen: „Ich dank' Dir, lieber Herre Gott", als er, von einer nachgesandten feindlichen Kugel getroffen, tot niedersank.

201.
Der Rasselbock.

In der Zeit, da die Leute noch an Hexen glaubten, lebte zu Tonndorf eine alte Frau, die der Hexerei beschuldigt war. Die Bauern wollten sie deshalb verbrennen. Als die Henker kamen, die Frau zu holen und zum Tode zu führen, flüchtete sie vor ihnen, aber die Verfolger waren ihr hart auf den Fersen. Da verwandelte sie sich in einen Bock und gedachte sich dadurch vom Tode zu erretten. Aber die Häscher fingen den Bock, umschlangen ihm die Hörner und den ganzen Leib mit schweren Ketten, damit er nicht wieder entfliehen sollte, und wollten ihn verbrennen. Als ihn der Henker auf den Scheiterhaufen heben wollte, entsprang er und lief mitsamt den Ketten in das nahegelegene Holz. Der Henker konnte ihn nicht wieder fangen, und so soll der Bock noch jetzt im Walde bei Tonndorf spuken und wird „der Rasselbock" genannt. Er läßt sich aber nur von Sonntagskindern sehen.

202.

Der Hexenberg.

Der vielbesuchte Hexenberg bei Bergern soll der Sage nach seinen Namen davon tragen, daß in früherer Zeit auf seiner Kuppe mehrere Hexen hingerichtet worden seien. Wahrscheinlicher klingt die Deutung, daß der Berg ein altgermanischer Kultusplatz gewesen ist, auf dem man auch nach Einführung des Christentums den alten Göttern noch lange heimlich opferte — ein verstecktes Treiben, das von den christlichen Priestern als Hexen- und Teufelswesen gebrandmarkt wurde.

203.

Die Pestilenzeiche.

Zwischen dem Hexenberg und Schoppendorf steht im Walde die Pestilenzeiche. Sie ist an Stelle einer älteren Eiche gepflanzt, die einmal durch Feuer zerstört worden ist. Als vorzeiten die Pest, die durch ganz Thüringen wütete, in der Gegend von Schoppendorf zum Stillstand gekommen sei, habe man, so erzählt die Sage, jene alte Eiche als Erinnerungszeichen gepflanzt und mit ihrem Namen belegt. Nach anderen Berichten soll zu Pestzeiten an der alten Eiche Gottesdienst und Verteilung von Lebensmitteln stattgefunden haben.

204.

Der Schloßappel.

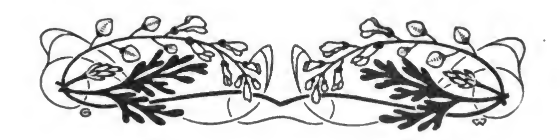
Bei Niedergrunstedt in der Richtung nach Gelmerode zu liegt eine Stelle, die den Namen „Schloßappel" trägt. Dort soll einstens ein Schloß der Herren von Mellingen gestanden haben.

Quellennachweise

und

Anmerkungen.





Einige öfter zitierte Werke sind in folgender Weise abgekürzt bezeichnet:

Bechstein = L. Bechstein, Der Sagenschatz des Thüringerlandes. Neue Ausgabe. Hildburghausen 1864.

Bechstein[3]-Berbig = L. Bechstein, Thüringer Sagenbuch. 3. Auflage, herausgegeben von M. Berbig. Dresden und Leipzig 1898.

v. Biedenfeld = v. Biedenfeld, Weimar. Weimar 1841.

Helene Böhlau, 1. „Die Ratsmädel gehen einem Spuk zu Leibe" und 2. „Im alten Rödchen" stehen in der Verfasserin 1. Ratsmädel- und Altweimarischen Geschichten und 2. Altweimarischen Liebes- und Ehegeschichten. Stuttgart 1897.

W. Förtsch, Pfiffelbach-Wersdorf = W. Förtsch, Geschichte der Parochie Pfiffelbach-Wersdorf. Buttstädt und Weimar 1896—1898.

Gräbner[2] = K. Gräbner, Die Residenzstadt Weimar. 2. Auflage. Weimar 1836.

Kronfeld = J. C. Kronfeld, Landeskunde des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach. Weimar 1878—1879.

Lehfeldt = Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens, bearbeitet von P. Lehfeldt. Jena 1888 ff. Der betreffende Amtsgerichtsbezirk ist allemal beigefügt.

Schöll = A. Schöll, Weimars Merkwürdigkeiten. Weimar 1847.

J. G. S. Schwabe, Reliquien Luthers = J. G. S. Schwabe, Historische Nachrichten von Reliquien Luthers in Sachsen-Weimar. Weimar 1817.

Wette = G. A. Wette, Historische Nachrichten von der Residenzstadt Weimar. Weimar 1737—1739.

Witzschel = A. Witzschel, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen. Wien 1866—1878.

Wolfs Annalen = Handschriftliche Annalen von Weimar für 1517—1617 von dem Pfarrer Paul Wolf in Eisleben; in der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha im Cod. chart. A. 666.

Nr. 1. Celius, Laus Vimariae. — C. Bonifacius, bei Wette II S. 340. 368 f. — J. W. Schneider, Sammlungen zu der Geschichte Thüringens I S. 3 bis 26. — Olearius, Rerum Thuringiacarum syntagma II S. 238. 248. — [Goullon], Der Führer durch Weimar S. 5. — Thüringen und der Harz V S. 265 f. — Gräbner[2] S. 62 f. — v. Biedenfeld S. 58 f. — K. Sondershausen, Der Letzte aus Altweimar S. 257. — Riecke, in der Thüringer Zeitung (Erfurt) 1875 Nr. 251 vom 29. Oktober. — Kronfeld II S. 164. — H. Francke, Weimar[2] S. 4 f. — O. v. Franke, Das Rote Buch von Weimar S. 21 Anm. 6. — Weimarische Zeitung 1892 Nr. 2 vom 3. Januar, Beilage, und 1902 Nr. 101 vom 1. Mai, Beilage. — Lehfeldt, AGBezirk Weimar S. 319 = 119. — Bechstein[3]-Berbig S. 285 Nr. 288. — Zeitung „Deutschland" 1897 Nr. 43 und 44 vom 13. und 14. Februar; 1898 Nr. 242 und 244 vom 4. und 6. September; 1903 Nr. 157 vom 11. Juni. — Nagl, Geographische Namenkunde S. 108.

Nr. 2. J. W. Schneider, Sammlungen zu der Geschichte Thüringens I S. 40 f. — Wette I S. 13 f. — Olearius, Rerum Thuringiacarum syntagma II S. 239. — [Goullon], Der Führer durch Weimar S. 6 f. — Thüringen und der Harz V S. 265. — Gräbner[2] S. 60 f. — v. Biedenfeld S. 57. — Die Sage ist ohne geschichtlichen Hintergrund. Ähnliches wird von der Stadt Altenburg erzählt.

Nr. 3. Helene Böhlau, Die Ratsmädel gehen einem Spuk zu Leibe, S. 33.

Nr. 4. Mündlich. — Thüringen und der Harz V S. 263.

Nr. 5. Mündlich.

Nr. 6. [O. v. Franke], im Wartburgherold IV Nr. 7 vom 1. Januar 1898 S. 167 f.

Nr. 7. Mündlich. — [Klebe], Historische Nachricht von Weimar (Elberfeld 1800) S. 94.

Nr. 8. Bechstein[3]-Berbig S. 19 Nr. 18 und S. 286 Nr. 289. — Eine ganz gleiche Sage gibt es in Hildburghausen.

Nr. 9. Mit Genehmigung des Verfassers und des Verlegers entnommen aus der 2. Auflage der Gedichtsammlung „Sonnige Tage" von Bruno Eelbo (Leipzig bei C. F. Amelang) S. 94 ff. — Br. Eelbo, geb. am 10. Oktober 1853 in Bremerhaven, lebt als Baurat in Weimar; er ist Verfasser des Dramas „Irminfried". — Unter dem „Prophetenwort" (Zeile 7—15) ist gemeint die Angabe des Olearius in Rerum Thuringiacarum syntagma II (1707) S. 241,

daß die Luft in Weimar „zur Formierung derer ingeniorum“ besonders geeignet sei.

Nr. 10. Fincelius, Wunderbuch I gegen Ende und II gegen Ende. — Handschriftliches Ratshändelbuch zu Weimar von 1554 ff S. 230. — D. Meise, Christliche Leichpredigt über den tödlichen Abgang des Herzogs Friedrich Wilhelm (1602), Vorrede Bl. 5a. — Wolfs Annalen. — Rehefeld, Blutgeschichte (1636) S. 109. — C. v. der Lage, Himmlischer Bußprediger (1665), gegen Ende. — Wette I S. 66 f; II S. 84. — J. S. Müller, Annalen des Hauses Sachsen S. 177. — Olearius, Rerum Thuringiacarum syntagma II S. 16. 148 f. 241. — Loth, Fornzeichen und Warnungszeichen, in den Jahrbüchern der Erfurter Akademie N. F. XXII S. 225. — Wartburgherold IV Nr. 6 vom 15. Dezember 1897 S. 143. — Bechstein[3]-Berbig S. 286 Nr. 290. — Eine weitere Reihe merkwürdiger Himmelserscheinungen in Weimar, die als Nordlichter ihre Erklärung finden, verzeichnet Wette II S. 83—85.

Nr. 11. G. W. v. der Lage, Vollständige Acta von der thüringischen Sündflut des Jahres 1613 (Weimar 1720). — Paullini, Zeitkürzende erbauliche Lust III S. 292. — Bechstein III S. 97—100 Nr. 30.

Nr. 12. Witzschel II S. 123 Nr. 152.

Nr. 13. Witzschel II S. 124 Nr. 153. — Tucks Garten lag im Park an der Ilm zwischen Weimar und Oberweimar, wo jetzt noch eine Brücke „Tucks Brücke“ genannt wird.

Nr. 14. Witzschel II S. 132 Nr. 164.

Nr. 15. Mündlich.

Nr. 16. Handschriftliche Kollektaneen von J. Tauchwitz, in der Ratsbibliothek zu Altenburg, Band E Bl. 103a. — M. Geyer, Osterlandsagen S. 28 f. Nr. 16. — Schöll S. 18 f. — Statt Æ ist nach späterer mittelalterlicher Schreibweise (eternum = aeternum) vielfach auch E zu finden.

Nr. 17. J. G. S. Schwabe, Reliquien Luthers S. 86. — In Wirklichkeit sind die Häuser 1549 von Lukas Cranachs Schwiegersohne dem Kanzler Chr. Brück und von dem Sekretär A. Bestel erbaut worden. Brück ließ zu Ehren seines Schwiegervaters das Cranachsche Wappen und Malerzeichen (geflügelte Schlange) am Hause anbringen. Daraus ist die Sage entstanden.

Nr. 18. Sammlung der merkwürdigsten Träume S. 103 f. — Bächtold, Aus dem Herderschen Hause S. 68. — Mündlich.

Nr. 19. Sammlung der merkwürdigsten Träume S. 84 f.

Nr. 20. Mündlich. — Gräbner[2] S. 67. — v. Biedenfeld S. 69 f. — Lehfeldt, AGBezirk Weimar S. 424 = 224. — Lehfeldt vermutet, nicht Tetzel sondern

vielmehr der Franziskanermönch Johannes Capistrano habe bei seiner Bußpredigtreise 1452 in dem Hause gewohnt.

Nr. 21. Handschriftliche Notiz von Petrus Albinus. — Mitzschke, Des Paulus Jovius Chronik der Grafen von Orlamünde S. 3. — Mitteilungen des Geschichtsvereins zu Kahla und Roda III S. 187.

Nr. 22. Mündlich.

Nr. 23. J. W. Schneider, Sammlungen zu der Geschichte Thüringens II S. 195 f. — Fabarius, Lobrede beim Geburtsfeste des Herzogs Joh. Wilhelm (Jena 1716) S. 21. — Chr. A. Vulpius, Kuriositäten V S. 521. — C. Ackermann, Geschichtl. Nachrichten über Blankenhain S. 27. — Schöll S. 38 Anmerkung. — Kronfeld I S. 247. — Künzel, Kloster und Kirche zu Oberweimar S. 21. — Weiner, Geschichte von Kapellendorf S. 14.

Nr. 24. Sammlung der merkwürdigsten Träume S. 63.

Nr. 25. J. S. Müller, Annalen des Hauses Sachsen S. 640. — Schuchardt, Lukas Cranach d. Ä. Leben und Werke S. 410—412. — Schöll S. 151 Anmerkung.

Nr. 26. J. S. Müller, Annalen des Hauses Sachsen S. 163. — Fabarius, Lobrede beim Geburtsfeste des Herzogs Joh. Wilhelm (Jena 1716) S. 21. — Wette I S. 278 f. — Gschwend, Eisenbergische Chronika S. 67 f. — Sammlung der merkwürdigsten Träume S. 64. — Fz. Schmidt, Sitten und Gebräuche in Thüringen S. 81 Anmerkung 2.

Nr. 27. Röse, Johann Friedrich VI S. 16. 106. 108. 115. 121. 153—155. — Posse, Genealogie des Gesamthauses Wettin S. 72 (10, 8). — L. v. Thüna, in Lindaus „Nord und Süd", Jahrg. XXVII (1903), Band 105, Heft 315 S. 323. — Der Improvisator O. L. B. Wolff hat eine historische Novelle in dramatischer Form über den Prinzen geschrieben.

Nr. 28. Treumund (G. Steinacker), Weimars Genius S. 13 und 197 Nr. 16.

Nr. 29. Fincelius, Wunderbuch I gegen Ende. — Wolfs Annalen. — D. Weise, Christliche Leichpredigt über den tödlichen Abgang des Herzogs Friedrich Wilhelm (1602), Vorrede Bl. 5 b. — J. Rehefeld, Blutgeschichte (1636) S. 93. — Olearius, Rerum Thuringiacarum syntagma II S. 248. — Bechstein[3]-Berbig S. 286 Nr. 290.

Nr. 30. Wolfs Annalen.

Nr. 31. Chr. Weise, Politischer Redner S. 586. — Stockhausen, Mira praesagia mortis S. 103 § 22. — Chr. A. Vulpius, Galerie der Geister- und Schauergeschichten II S. 194 f.

Nr. 32. Schriftlich. — Welcher Schloßbrand gemeint ist, geht aus der Darstellung nicht hervor. Es dürfte wohl an den von 1618 zu denken sein.

Nr. 33. v. der Lage, Weimarisches Dothan S. 37—40. — R. Celler, Sekularisches Denkmal der göttlichen Güte, Vorrede. — Wette I S. 229 f. — Gräbner, Vaterlandskunde, Jahrg. 1828 Nr. 31 S. 244. — Gottschalg, Geschichte des Fürstenhauses Sachsen-Weimar S. 169 f. — Witzschel II S. 120 Nr. 147. — J. Grosse, Das Bürgerweib von Weimar (1887) I S. 118 f. — Bergner, Zur Glockenkunde Thüringens S. 89. — Von Wilhelms IV. Kindern waren während des dreißigjährigen Krieges zwei Prinzen gestorben: der erstgeborene Wilhelm am 1. November 1626, sieben Monate alt, und der dritte Johann Wilhelm am 16. Mai 1639, noch nicht neun Jahre alt. Den letzteren dürfte die Sage meinen.

Nr. 34. K. Sondershausen, Willkommen in Weimar! S. 35—37. — Derselbe, Der Letzte aus Altweimar S. 225—227. Mit Genehmigung der Rechtsnachfolgerinnen des Verfassers abgedruckt. — Karl Sondershausen, geboren in Weimar am 4. Oktober 1789, studierte Theologie, ward Pagenhofmeister, starb als Rat in Weimar am 1. März 1882.

Nr. 35. Nach einer alten Handschrift. — Mündlich. — Die Angaben des weißen Mannes sind etwas verworren, und mit seinen Prophezeiungen hat er, soweit sie nicht ex eventu gemacht sind, wenig Glück gehabt. Wenn er Johann Ernsts II. jüngeren Bruder Johann Georg I., den nachmaligen Stifter der Nebenlinie Sachsen-Marksuhl, als seinen Enkel bezeichnet, so scheint er sich als Herzog Johann († 1605) gefühlt zu haben, denn an den Großvater mütterlicherseits, Johann Georg I. von Anhalt-Dessau, ist wohl nicht zu denken. Unter den Kindern Johann Georgs I. von Sachsen-Marksuhl befanden sich in der Tat Zwillingssöhne: Johann Wilhelm und Maximilian Heinrich, die am 17. Oktober 1666, also wenige Wochen nach der angeblichen Erscheinung, in Eisenach geboren wurden, von denen der letztere aber schon im zweiten Lebensjahre starb. Ein dritter Sohn, Johann Georg II., der seinem Vater 1686 in der Regierung folgte, war am 24. Juli 1665 in Friedewald geboren, zur Zeit der Erscheinung also bereits über ein Jahr alt. In seine Regierung fällt die Teilung (1691) des Länderbesitzes der ausgestorbenen Linie Sachsen-Jena. Die ältere Linie Sachsen-Altenburg starb 1672 mit Friedrich Wilhelm III. aus. Die fünf Kinder Johann Ernsts II., der von 1627 bis 1683 lebte, also nur 56 Jahre alt wurde, waren: Anna Dorothea, Wilhelmine Christiane, Eleonora Sophia und die beiden Prinzen Wilhelm Ernst und Johann Ernst III., die nach des Vaters Tode gemeinschaftlich regierten, bis Johann Ernst III. 1707 starb.

Nr. 36. Mündlich. — Der Volksmund bezeichnet den Herzog als den „bösen Ernst". Einige Züge passen auf Ernst August († in Eisenach 1748), es ist aber alles sagenhaft ausgeschmückt.

Nr. 37. Bächtold, Aus dem Herderschen Hause S. 55. — Weiner, Geschichte von Kapellendorf S. 29.

Nr. 38. Bächtold, Aus dem Herderschen Hause S. 54.

Nr. 39. Gräbner[2] S. 65. — v. Biedenfeld S. 66 Anmerkung.

Nr. 40. Mündlich.

Nr. 41. Goldschmidt, Höllischer Morpheus S. 181 f. Nr. 16. — Chr. A. Vulpius, Galerie der Geister- und Schauergeschichten II S. 193 f.

Nr. 42. E. G. Happel, Relationes curiosae V S. 707. — Witzschel II S. 122 Nr. 151.

Nr. 43. Mündlich. — K. Sondershausen, Die drei Säulen (Gedicht), in dessen „Willkommen in Weimar!" S. 29—31. — Vgl. Burkhardt, in der Festschrift zum 24. Juni 1898 S. 60.

Nr. 44. Beier, Geographus Jenensis S. 300 f. — Wette I S. 18. II S. 3. — J. G. Gregorius (Melissantes), Curieuse Orographia S. 498 f. — Allgemeine thüringische Vaterlandskunde, Jahrg. 1823 Nr. 20 S. 158. — Gräbner[2] S. 63 f. — v. Biedenfeld S. 59 f. — Kronfeld II S. 163. — H. Francke, Weimar[2] S. 5.

Nr. 45. Chr. A. Vulpius, Das Bergmännlein und die Braut, in der „Vorzeit" III S. 189—202 (bes. 190 f. und 199), novellistisch ausgearbeitet mit Zutaten und Erfindungen.

Nr. 46. Mündlich.

Nr. 47. Witzschel I S. 287 Nr. 293,4. — J. W. O. Richter, Deutscher Sagenschatz I Heft 4 S. 15 Nr. 6.

Nr. 48. Thuringia, Jahrg. 1843 S. 535. — Witzschel I S. 290 Nr. 297. — Mündlich.

Nr. 49. Mündlich. — Schriftlich.

Nr. 50. Chr. A. Vulpius, Kuriositäten I S. 322. — Bechstein III S. 96 Nr. 29.

Nr. 51. J. Schwabe, Harmlose Geschichten S. 18 f. — G. Lämmerhirt, in der Festschrift „Aus Weimars kirchlicher Vergangenheit" S. 74 f. — Mündlich.

Nr. 52. Fz. Schmidt, im Weimarischen Volkskalender für 1870 gegen Ende Nr. 2. — Witzschel I S. 288 Nr. 294. — J. W. O. Richter, Deutscher Sagenschatz I Heft 4 S. 15 f. Nr. 7. — Mündlich. — In der Stadtkirche, die dem Deutschen Orden zustand, hatten die Franziskanermönche nichts zu suchen. Die Sage von ihrem Aufenthalt in der Kirche ist wohl eine Erinnerung an die langwierigen Reibereien und Streitigkeiten zwischen dem Deutschordenspfarrer und den Franziskanern wegen des Predigt- und Begräbnisrechtes.

Nr. 53. Mündlich.

Nr. 54. Wette I S. 262—269. — J. S. Müller, Annalen des Hauses Sachsen S. 131. — Olearius, Rerum Thuringiacarum syntagma II S. 251. — J. Grosse, Das Bürgerweib von Weimar (1887) II S. 221 f. — G. Lämmerhirt, in der Festschrift „Aus Weimars kirchlicher Vergangenheit" S. 75. — Der angebliche Ausspruch paßt nicht zu Luthers Wesen, und der Bau der Sakristei geschah erst 1583, d. h. lange nach Luthers und Cäsius', vielleicht auch nach Jakob Seyfrieds Tode. Die tätliche Beleidigung des Geistlichen aber scheint historisch zu sein.

Nr. 55. v. der Lage, Weimarisches Dothan S. 36 f. — Wette I S. 288 f. — Gräbner[2] S. 76. — Thüringen und der Harz V S. 275. — v. Biedenfeld S. 83 f. — Schöll S. 33 Anmerkung. — Witzschel II S. 121 Nr. 149. — Bechstein[3]-Berbig S. 286 Nr. 290. — G. Lämmerhirt, in der Festschrift „Aus Weimars kirchlicher Vergangenheit" S. 49. — Bergner, Zur Glockenkunde Thüringens S. 89. — Eduard Müller, Weimar S. 192. — Das Glöckchen hat auch noch die Namen „Wächterglöckchen", „Engelsglöckchen" und „Sünderglöckchen". Irgend eine historische Unterlage für die Erzählungen ist nicht nachgewiesen. Die Sage ist in Weimar besonders unter den älteren Leuten allgemein bekannt durch das Bubesche Gedicht in nachfolgender Nr. 56. — Eine ähnliche Sage geht von dem „Kroatenglöckchen" in Walldorf bei Meiningen.

Nr. 56. A. Bube, Thüringische Volkssagen (Gotha 1837) S. 36—38. — Derselbe, Deutsche Sagen, herausgeg. von Günther 4. Aufl. (Jena 1842) S. 61 bis 63. — J. Günther, Großes poetisches Sagenbuch des deutschen Volkes I S. 141. — Das Gedicht war lange Jahre auch dem Vaterländischen Lesebuche einverleibt, das in den Schulen der Stadt Weimar gebraucht wurde, und dadurch, daß die ganze ältere Generation das Gedicht in ihrer Schulzeit auswendig gelernt hat, ist diese Sage auch jetzt noch eine der volkstümlichsten in Weimar. Eine zweite poetische Bearbeitung der Sage von K. Sondershausen (vgl. Anm. zu Nr. 34) ist unter der Überschrift „Das Geisterglöckchen" zuerst gedruckt in der Allgem. thüringischen Vaterlandskunde Jahrg. 1823 Nr. 40 S. 311 und wiederholt in Sondershausens „Willkommen in Weimar!" S. 33—35. — Adolf Bube, geb. in Gotha am 23. September 1802, starb daselbst als Direktor des Kunstkabinetts am 17. Oktober 1873.

Nr. 57. J. S. Müller, Annalen des Hauses Sachsen S. 374.

Nr. 58. Witzschel II S. 113 Nr. 143.

Nr. 59. Gräbner[2] S. 77. — v. Biedenfeld S. 84. — Thüringen und der Harz V S. 276. — Ob der Sage etwas Historisches zugrunde liegt, läßt sich nicht sagen. Unter den Vorstehern und Pfarrern des Deutschordenshauses sind

zwei Dietriche nachweisbar: Dietrich von Ammern 1310 und Dietrich Apels 1414—1429.

Nr. 60. Mündlich. — Die Beziehung der Sage ist leicht zu erkennen. Die Umänderung des Gassennamens auf Veranlassung der Frau von Heygendorf (um 1820) ist historisch.

Nr. 61. Mündlich.

Nr. 62. J. G. S. Schwabe, Reliquien Luthers S. 106—109. — Gräbner[2] S. 73 u. 81. — v. Biedenfeld S. 76 u. 84. — Schöll S. 65 Anmerkung. — Burkhardt, Das Lutherhaus in Weimar, in der Zeitung „Deutschland“ 1883 Nr. 307 vom 8. November. — Arper, im Boten des Gustav Adolf-Vereins für Thüringen 1896 Nr. 5 S. 69. — Die Gasse trägt auf älteren Plänen den Namen „Der Sack“. Die Benennung nach Luther taucht wohl erst auf, als Johannes Falk um 1815 seinen „Lutherhof“ dort gründete.

Nr. 63. Witzschel II S. 130 Nr. 160.

Nr. 64. Witzschel II S. 121 Nr. 148.

Nr. 65. Mündlich. — Gräbner[2] S. 80. — Frz. Schmidt, im Weimarischen Volkskalender für 1870 gegen Ende Nr. 3. — Lehfeldt, AGBezirk Weimar S. 418 = 218. — Zeitung „Deutschland“ 1903 Nr. 337 vom 9. Dezember, erstes Blatt (Thüringer Heimat, Städtisches Museum).

Nr. 66. Mündlich. — Vgl. A. Heuß, Die Stadt Weimar S. 194 Nr. 4. — Der Brunnen hieß früher der Kettenbrunnen; auf dem ältesten Weimarischen Stadtplane von J. Wolf (1569) steht er eingezeichnet als „Kötenborn“.

Nr. 67. Mündlich.

Nr. 68. Mündlich. — L. Pfeiffer, Das merovingische Gräberfeld in Weimar, in der Zeitung „Deutschland“ 1900 Nr. 259 vom 20. September. — Kleinteich, Kranichfeld S. 154. — Der Löffel ist nach Berlin in das Museum für Völkerkunde gekommen.

Nr. 69. Mündlich. — Vgl. O. Weise, Ästhetik der deutschen Sprache S. 151. — A. Rabe (Ludwig), Die stolze Laura, in den Schnurren, der Schnärzchen zweiter Teil S. 25.

Nr. 70. J. Fr. Paullini, Annales Isenacenses S. 123. — A. Toppius, Historia der Stadt Eisenach, herausgeg. von Chr. Juncker S. 29. — Bechstein I S. 115 Nr. 34. — Schöll S. 76. — Mitzschke, Nachweisungen über die geistlichen Körperschaften in Weimar, in der Zeitung „Deutschland“ 1900 Nr. 219 vom 11. August, erstes Blatt vierte Spalte.

Nr. 71. Gräbner, Vaterlandskunde, Jahrg. 1828 Nr. 31 S. 245 u. 261. — Witzschel II S. 126 f. Nr. 155. — L. v. Thüna, in Lindaus „Nord und Süd“,

Jahrg. XXVII (1903), Band 105, Heft 315 S. 328. — Die jetzige Windischengasse ist entstanden durch Vereinigung der ehemaligen „großen Windischengasse" (vom Marktplatz bis zur Biegung) mit der „kleinen Windischengasse" (von der Biegung bis zum Kornhause).

Nr. 72. Mündlich. — Lebenserinnerungen der Baronin Henriette v. Beaulieu (später verehelichten Gräfin v. Egloffstein). — Witzschel II S. 125f. Nr. 154. — L. v. Thüna, Das löschpapierne Prinzchen, in Lindaus „Nord und Süd", Jahrg. XXVII (1903), Band 105, Heft 315 S. 321—330.

Nr. 73. Witzschel II S. 129f. Nr. 159.

Nr. 74. Mündlich. — Gräbner[2] S. 69f. — Thüringen und der Harz V S. 271. — v. Biedenfeld S. 71. — Schöll S. 76 Anmerkung. — Witzschel II S. 127f. Nr. 156. — Eduard Müller, Weimar S. 15.

Nr. 75. Witzschel II S. 122 Nr. 150.

Nr. 76. Fz. Schmidt, im Weimarischen Volkskalender für 1870 gegen Ende Nr. 1. — Vgl. A. Henß, Die Stadt Weimar S. 22 Nr. 21. — Die Sage ist ganz frei erfunden; Weimar hat im dreißigjährigen Kriege weder Belagerung noch Einquartierung oder Plünderung erlebt. — Die Benennung der Mühle leitete sich her von dem Namen der Familie Federwisch, die in alten Zeiten dort das Müllerhandwerk betrieb.

Nr. 77. Allgemeine thüringische Vaterlandskunde Jahrg. 1824 Nr. 12 S. 89. — Gräbner[2] S. 291.

Nr. 78. [Klebe], Historische Nachricht von Weimar (Elberfeld 1800) S. 104. — Gräbner[2] S. 291. — J. Grosse, Das Bürgerweib von Weimar (1887) II S. 6—8. — Gedichte von Karl Groß S. XXIf. — Vgl. O. v. Franke, Das Rote Buch von Weimar S. 40 Anmerkung. — Lehfeldt, AGBezirk Weimar S. 444 = 244. — J. Grosse hat den „Heimerich" in seinem gleichbetitelten Festspiel (1892) als den „Flurgott Weimars" personifiziert. — Einen geschichtlichen Hintergrund hat die Sage von der schönen Müllerstochter nicht, sondern scheint freie Erfindung eines Novellisten vom Ende des 18. Jahrhunderts zu sein, hat sich aber im Volke festgesetzt.

Nr. 79. Mündlich. — Fz. Schmidt, im Weimarischen Volkskalender für 1870 gegen Ende Nr. 4. — Mitzschke, Vom Ettersberge, in den Weimarischen Neuesten Nachrichten 1901 Nr. 253 vom 27. Oktober, zweites Blatt.

Nr. 80. Mündlich. — Helene Böhlau, Die Ratsmädel gehen einem Spuk zu Leibe S. 32f. — Dieselbe, Sommerseele, im Sommerbuch[2] S. 29—32. — Im Hause Nr. 12 der Deinhardtsgasse wohnte Goethes Sekretär J. P. Eckermann. — Die Gartenmauer gegen die Ackerwand ist dieselbe, um deren Erhaltung oder Verjüngung sich 1903 ein so erbitterter Streit erhob.

Nr. 81. Nach einem hektographierten Blatte des Verfassers. — Das Gedicht soll auch einmal in der Weimarischen Zeitung abgedruckt worden sein.

Nr. 82. Mündlich.

Nr. 83. Witzschel I S. 288 Nr. 295.

Nr. 84. Witzschel II S. 132f. Nr. 164.

Nr. 85. Witzschel II S. 129 Nr. 158.

Nr. 86. Mündlich. — Lehfeldt, AGBezirk Weimar S. 444 = 244.

Nr. 87. Mündlich.

Nr. 88. Witzschel I S. 289 Nr. 296. — J. W. O. Richter, Deutscher Sagenschatz I Heft 4 S. 16f. Nr. 8.

Nr. 89. Witzschel II S. 132 Nr. 163. — Die „Schnecke" war ein Holzturm mit Wendelgängen im jetzigen Park zwischen dem Tempelherrenhaus und der Ackerwand; sie wurde 1807 wegen Baufälligkeit eingerissen.

Nr. 90. Mündlich.

Nr. 91. A. Stahr, Weimar und Jena[2] II S. 15. — H. Francke, Weimar[2] S. 99. — K. Walter, Genio hujus loci S. 3f. — Eduard Müller, Weimar S. 115. — C. Kieser, Genio hujus loci S. 24ff. — Der Stein ist 1787 vom Bildhauer Klauer verfertigt worden nach dem Muster eines Vorbildes aus Herkulanum, das im Museum zu Neapel steht.

Nr. 92. [Goullon], Der Führer durch Weimar S. 58. — Witzschel I S. 287 Nr. 293, 6. — Mündlich.

Nr. 93. Pfefferkorn, Merkwürdige Geschichte von Thüringen S. 299. — Wette I S. 148. — J. S. Müller, Annalen des Hauses Sachsen S. 309. — Beschreibung und Gemälde des Parkes bei Weimar (1797) S. 24f. Anmerkung. — [Klebe], Historische Nachricht von Weimar (Elberfeld 1800) S. 120f. — Chr. A. Vulpius, Kuriositäten IV S. 211—214; VI S. 337f. — Gräbner, Vaterlandskunde Jahrg. 1828 Nr. 28 S. 218f.; Nr. 29 S. 226f. — J. G. Gottschalg, Geschichte des Fürstenhauses Sachsen-Weimar S. 74. — Stichling, Die Mutter der Ernestiner S. 250f. — In der Nähe der Unfallstelle wurde ein Erinnerungsstein mit lateinischen Versen errichtet, die auch das vermeintliche Gespenst erwähnen („Spectrum pellit equum"). Der Stein ist längst verschwunden.

Nr. 94. Entnommen aus den Gedichten von Karl Große (Weimar 1887) S. 134—136. — Karl Große, geboren in Weimar am 13. Mai 1804, betrieb erst das Schuhmacherhandwerk, übernahm dann eine Stelle am Leihhause und war seit 1851 Diener an der Großherzoglichen Bibliothek, in deren Räumen er auch am 28. Dezember 1885 starb.

Nr. 95. Bechstein[3]-Berbig S. 285f. Nr. 289. — Mündlich. — Irgend ein

Schriftsteller, vermutlich Chr. A. Vulpius, hat um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts für die Ilmnixe den gelehrten Namen „Erlinde“ aufgebracht, der seitdem da und dort in der Literatur angewandt wird, dem eigentlichen Volke aber doch fremd geblieben ist. — Die Vulpius'sche Erzählung „Die gute Kräuterfrau“ in der „Vorzeit“ IV S. 285—288, worin der Ilmnixe die Rolle eines postillon d'amour zugewiesen ist, beruht wohl in allen Stücken auf freier Erfindung. — In einem Gedicht von K. Sondershausen („Willkommen in Weimar“ S. 67 ff.) spielt die Ilmnixe auch eine Rolle.

Nr. 96. Chr. A. Vulpius, Romantische Geschichten der Vorzeit IX S. 224. — Derselbe, Die Saalnixe S. 113 u. 175. — Derselbe, Erlinde die Ilmnixe S. 6—68. — K. Große, Tucks Garten (Gedicht), in Günthers Großem poetischen Sagenbuche des deutschen Volkes I S. 271 f. und wiederholt in K. Großes Gedichten S. 130—134. — Von einem geschichtlichen Vorgange, der etwa als Grundlage der Sage zu betrachten wäre, ist nichts bekannt. Auch diese Erzählung ist eine Phantasieschöpfung von Chr. A. Vulpius, der wahrscheinlich zu der alten Liebesgeschichte des Ritters Peter von Stauffenberg mit einer Nixe (Straßburg 1588, neu gedruckt in Dresden 1824) ein Weimarisches Seitenstück schaffen wollte.

Nr. 97. Witzschel I S. 285 f. Nr. 293, 1. — J. W. O. Richter, Deutscher Sagenschatz I Heft 4 S. 14 f. Nr. 6. — Mündlich.

Nr. 98. Witzschel I S. 286 Nr. 293, 3.

Nr. 99. Witzschel I S. 287 Nr. 293, 5.

Nr. 100. A. Rugo, Weimars Erinnerungen² (1875) S. 81 Nr. 25. — Als Quelle dienten dem Dichterling Riemers Mitteilungen über Goethe II S. 67 (vom Jahre 1778). Vgl. auch Diezmann, Goethe und die lustige Zeit in Weimar, Neudruck S. 107 f. — Der dritte Versabschnitt spielt an auf die Lebensmüden, die sich aus Liebesgram in der Ilm ertränkten (vgl. Nr. 104 u. 107). Zum vierten Versabschnitte ist zu bemerken, daß über den Floßgrabenarm der Ilm, der durch Regulierung des Flußbettes längst verschwunden ist, eine Brücke mit verschlossenem Gittertor führte. Wer nach Goethes Gartenhaus gehen wollte, mußte dahinüber. — Wilhelm August Rugo, geboren in Weimar am 17. Januar 1806, war in Jena Theolog und Burschenschafter, lebte dann privatisierend als Improvisator und Gelegenheitsdichter oder in kleinen Ämtchen in Weimar, starb daselbst im Hospital am 24. Februar 1883.

Nr. 101. Goethe, Tag- und Jahreshefte, 1809 gegen Ende. — Helene Böhlau, Die Ratsmädel gehen einem Spuk zu Leibe S. 32 f. — In der Zeitung „Deutschland“ 1904 Nr. 31 vom 31. Januar, zweites Blatt, ist unter der Überschrift „Der Wacholderbaum“ ein Gedicht des Pfarrers Karl Merten abgedruckt

über den Gegenstand der Sage, aber erweitert durch mehrere frei erfundene Züge, für die keine Überlieferung vorhanden ist. — Ein Aquarell des gestürzten Baumes (von A. Temler) ist in der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar.

Nr. 102. Mündlich.

Nr. 103. Mündlich.

Nr. 104. Goethes Briefe an Frau von Stein, herausgegeben von A. Schöll, 2. Auflage, besorgt von Fielitz, I S. 117 Nr. 209 und S. 432f. — Witzschel II S. 131 Nr. 161. — Burkhardt, in der Festschrift zum 24. Juni 1898 S. 54. — H. Habbicht, Der Shakespearedenkmalplatz, in der Zeitung „Deutschland" 1904 Nr. 111 vom 22. April, zweites Blatt, Spalte 3 u. 4. — Vgl. auch K. Sondershausen, Willkommen in Weimar! S. 65 und Der Letzte aus Altweimar S. 263.

Nr. 105. A. Schrader, Der Todeskandidat (1855) I S. 68—71. — Mündlich. — Schriftlich. — Der verwachsene kleine Mann trägt in Schraders Erzählung den Namen Werner.

Nr. 106. Schriftlich. — Gräbner, Vaterlandskunde Jahrg. 1828 Nr. 33 S. 258—261. — Witzschel II S. 126 Nr. 155. — Die Parkhöhle ist die nämliche wie in Nr. 87.

Nr. 107. Witzschel II S. 131 Nr. 162. — Mündlich.

Nr. 108. Witzschel I S. 286 Nr. 293, 2. — J. W. O. Richter, Deutscher Sagenschatz I Heft 4 S. 15 Nr. 6. — Mündlich.

Nr. 109. J. Bächtold, Aus dem Herderschen Hause S. 66f.

Nr. 110. K. L. von Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette, herausgegeben von H. Düntzer S. 603. 605f. (Brief Knebels vom 9. Mai 1812). — Helene Böhlau, Die Ratsmädel gehen einem Spuk zu Leibe S. 4f. — K. Walther, Tiefurt [2] S. 8. — Mündlich.

Nr. 111. Witzschel I S. 290 Nr. 298. — J. W. O. Richter, Deutscher Sagenschatz I Heft 4 S. 17 Nr. 9.

Nr. 112. Witzschel I S. 291 Nr. 298. — J. W. O. Richter, Deutscher Sagenschatz I Heft 4 S. 18f. Nr. 9.

Nr. 113. Witzschel I S. 292 Nr. 298. — J. O. W. Richter, Deutscher Sagenschatz I Heft 4 S. 78 Nr. 9.

Nr. 114. Chr. A. Vulpius, Der verschwiegene Jüngling, in den Thüringischen Sagen und Volksmärchen II S. 169—196 u. S. 206 Nr. 48. — Derselbe, Bibliothek des Romantisch-Wunderbaren II S. 282—292. — Derselbe, Erlinde die Ilmnixe (1827) S. 69—93. — Thüringen und der Harz II S. 133—135 („Luthart und die Ilmnixe"). — Witzschel II S. 117—120 Nr. 146. — J. Günther, Großes poetisches Sagenbuch des deutschen Volkes I S. 173f. (Gedicht „Luthart" von H. Döring). — Eichler, Erlinde, im Wartburgherold III Nr. 10 vom

15. August 1897 S. 192f. — Die Sage ist nur in den novellistischen und poetischen Bearbeitungen von Vulpius und seinen Nachfolgern oder Plagiatoren erhalten. Der Text in vorliegender Sammlung versucht, den ursprünglichen Kern herauszuschälen, unter Weglassung alles romantischen Beiwerks an Personennamen, Liebschaften usw., das Vulpius hinzuerfunden hat. — Das Geschlecht der Herren von Kromsdorf starb 1684 mit dem kursächsischen Kammerrat Christian Lebrecht v. Kr. aus.

Nr. 115. Chr. A. Vulpius, Das niedliche Sperberkäthchen, in der Galerie der unterhaltendsten Geister- und Zaubergeschichten III S. 107—141.

Nr. 116. Mündlich. — Kronfeld II S. 131. — Der Bärenhügel ist wohl wie manche seiner Namensvettern als Bernhügel = Brandhügel (von Verbrennung und Beisetzung der Toten) zu deuten. — Der letzte wilde Bär in Thüringen wurde 1613 bei Zillbach im Eisenachschen erlegt.

Nr. 117. Mündlich. — Schriftlich.

Nr. 118. Handschriftliche Aufzeichnung des Ortspfarrers Heimbach. — Weiner, Geschichte von Kapellendorf S. 27.

Nr. 119. Weiner, Geschichte von Kapellendorf S. 28f. u. 31. — Zur Zeit der Schlacht von Jena erlebte Kapellendorf sehr unruhige Tage.

Nr. 120. Chr. A. Vulpius, Kuriositäten III S. 110f. 116—119. — Weiner, Geschichte von Kapellendorf S. 79f.

Nr. 121. Witzschel II S. 112f. Nr. 141.

Nr. 122. v. Ziegler, Labyrinth der Zeit S. 1098. — R. Teller, Sekularisches Denkmal der göttlichen Güte S. 35. — Theatrum Europaeum VII Blatt 136 b. — Happel, Relationes curiosae V S. 325 und Continuatio I S. 147f. — Juncker und Wermuth, Acht Gedächtnis- und Wundermedaillen (1708). — Chr. A. Vulpius, Kuriositäten X S. 114—116. — J. G. S. Schwabe, Reliquien Luthers S. 70—74. — Thuringia I (1841) Nr. 30 S. 475. — Witzschel I S. 285 Nr. 292. — Daheim 1872 Nr. 14 S. 224. — Loth, Zornzeichen und Warnungszeichen, in den Jahrbüchern der Erfurter Akademie N.F. XXII S. 226. — Lehfeldt, AGBezirk Apolda S. 354 = 48.

Nr. 123. W. Förtsch, Pfiffelbach-Wersdorf S. 25f. 40.

Nr. 124. W. Förtsch, Pfiffelbach-Wersdorf S. 70f. — Derselbe, im Wartburgherold III Nr. 11 vom 1. September 1897 S. 208. — Die gleiche Sage wird in den verschiedensten Gegenden erzählt.

Nr. 125. W. Förtsch, Pfiffelbach-Wersdorf S. 18. 24. 71.

Nr. 126. W. Förtsch, Pfiffelbach-Wersdorf S. 65. — Die Volkssage weiß in den verschiedensten Gegenden von silbernen Särgen zu berichten.

Nr. 127. Weimarische wöchentliche Anzeigen 1756 Nr. 10 u. 11. — Allgemeine thüringische Vaterlandskunde 1824 S. 202. — Gräbner[2] S. 297 f. — Numismatische Zeitung 1835 S. 38. — Leitzmann, Wegweiser auf dem Gebiete der deutschen Münzkunde S. 237. — Kronfeld II S. 220. — W. Förtsch, Pfiffelbach-Wersdorf S. 46. 85—87. — Derselbe, Der Abgott zu Wersdorf, im Wartburgherold III Nr. 12 vom 15. September 1897 S. 229 f.

Nr. 128. W. Förtsch, Pfiffelbach-Wersdorf S. 50. — Derselbe im Wartburgherold III Nr. 12 vom 15. September 1897 S. 230.

Nr. 129. W. Förtsch, Pfiffelbach-Wersdorf S. 23. 70. — Derselbe im Wartburgherold III Nr. 11 vom 1. September 1897 S. 208.

Nr. 130. W. Förtsch, Pfiffelbach-Wersdorf S. 22. 24. 50.

Nr. 131. Burkhardt, in Seufferts Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte II (1889) S. 574 f. — Lehfeldt, AGBezirk Weimar S. 444 = 244. — Helene Böhlau, Im alten Rödchen S. 3.

Nr. 132. Witzschel II S. 113 Nr. 142.

Nr. 133. Mündlich. — Schriftlich.

Nr. 134. A. Götze, in den Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1891 S. 96. — O. Deichmüller, in der Zeitschrift für thüringische Geschichte XX S. 152. — Die wandernde Laterne ist eine bekannte Erscheinung in den Sagen aller deutschen Gegenden (Vgl. Nr. 141, 164 und 197).

Nr. 135. Witzschel II S. 109 Nr. 134.

Nr. 136. J. G. S. Schwabe, Reliquien Luthers S. 157. — Die Diözese Buttstädt (1842) S. 12 f.

Nr. 137. Witzschel I S. 293 Nr. 300 und II S. 108 Nr. 133. — Mitzschke, Vom Ettersberge, in den Weimarischen Neuesten Nachrichten 1901 Nr. 253 vom 27. Oktober, zweites Blatt. — Mündlich. — Der „Lange Stein" hat zeitweilig umgefallen am Boden gelegen, ist aber im Jahre 1902 unter besonderen Feierlichkeiten wieder aufgerichtet worden, wobei man eine Blechkapsel mit schriftlichen Nachrichten in den Grund gelegt hat. — Ähnliche Sagen von Riesen, die zusammen nur ein Werkzeug besitzen und es einander zuschleudern, gibt es an verschiedenen Stellen Deutschlands.

Nr. 138. Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 211 Nr. 238. — Die eigentlichen Hussiten sind nie in die Nähe von Buttstädt gekommen; aber noch lange nach Beendigung der Hussitenkriege bezeichnete man böhmische Soldaten gern als Hussiten, und böhmische Hilfstruppen hatte Herzog Wilhelm III. wiederholt in Sold während des Bruderkrieges (1446—1451), der sich auch bei Buttstädt abspielte.

Nr. 139. Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 212 Nr. 239. — Witzschel I S. 295 Nr. 305. — Lehfeldt, AGBezirk Buttstädt S. 419 f. = 23 f. — Bildwerke dieser Art gibt es vielfältig, sie symbolisieren die Macht der Unschuld gegenüber dem Bösen.

Nr. 140. Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 212 f. Nr. 240. — Schriftlich.

Nr. 141. Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 210 Nr. 236. — Witzschel I S. 294 Nr. 303. (Vgl. Nr. 134, 164 und 197).

Nr. 142. Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 211 Nr. 237. — Witzschel I S. 294 f. Nr. 304.

Nr. 143. Schriftlich.

Nr. 144. R. Köhler, in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie III S. 409. — Witzschel I S. 295 f. Nr. 306. — Mündlich. — Nach altgriechischer Sage verurteilte Apollo die Raben zur Durststrafe, weil einer, nach Wasser abgeschickt, zu lange ausblieb.

Nr. 145. Die Diözese Buttstädt (1842) S. 15.

Nr. 146. Mündlich. — Schriftlich. — Die Braupfanne voll Gold spielt in den deutschen Sagen eine große Rolle.

Nr. 147. Kronfeld II S. 85. — Lehfeldt, AGBezirk Großrudestedt S. 18.

Nr. 148. Wette II S. 262. — Kronfeld II S. 147. — Die Sage scheint aus seltsamen Verwechselungen hervorgegangen zu sein. Bischof Eberhard (1170—1201) von Merseburg hatte keinerlei Besitz hinter dem Ettersberg, aber in der Stadt Merseburg legte er bei der Thomaskirche einen neuen Markt an, wie aus zwei Urkunden von 1188 und 1195 (Kehr, Urkundenbuch des Hochstifts Merseburg Nr. 132 und 138) hervorgeht. Ebenso erscheint in seinen Urkunden ein Dorf „Werder", das in der Saale dicht vor Merseburg gelegen zu haben scheint und wohl in der Stadt aufgegangen ist. Es ist schwer zu sagen, durch welches Mißverständnis diese beiden Örtlichkeiten mit dem Städtchen Neumark zusammengeworfen worden sind. Werder (d. i. Insel) paßt als Name wohl für ein Dorf am Saaleflusse, nicht aber für einen Ort in Neumarks Lage, wo nur ein dürftiger Bach ohne Inselbildung rieselt.

Nr. 149. Schriftlich.

Nr. 150. Mündlich. — Schriftlich.

Nr. 151. Mündlich. — Schriftlich.

Nr. 152. C. Bonifacius, bei Wette II S. 356. — W. Heider, Orat. 26 Vol. II S. 1214. — J. G. Gregorius (Melissantes), Curieuse Orographia S. 374. — Pfefferkorn, Merkwürdige Geschichte von Thüringen S. 25. — Wette I

S. 18. — Olearius, Rerum Thuringiacarum syntagma II S. 243. — [Goullon], Der Führer durch Weimar S. 8. — Gräbner[2] S. 1. — Thüringen und der Harz V S. 263.

Nr. 153. Mündlich.

Nr. 154. Witzschel I S. 292 Nr. 299.

Nr. 155. Mündlich. — Schriftlich. — Mitzschke, Vom Ettersberge, in den Weimarischen Neuesten Nachrichten 1901 Nr. 253 vom 27. Oktober, zweites Blatt.

Nr. 156. Mündlich. — Schriftlich. — Vom „Kuno" erzählen manche Anwohner des Ettersbergs einen ganzen Roman, der sich aber in der Hauptsache als eine Verpflanzung des Inhalts der Oper „Freischütz" auf den Ettersberg erweist.

Nr. 157. Mündlich. — Chr. A. Vulpius, Kuriositäten I S. 552. — Derselbe, Die Wilde Jägerin, in der „Vorzeit" II S. 194—198; die hineingeflochtene Erzählung von dem Klausner Martin in Lützendorf ist nichts Volkstümliches, sondern ganz freie Erfindung von Vulpius.

Nr. 158. Witzschel II S. 128 Nr. 157. — Die Nummern 156—158 enthalten uraltes mythologisches Gut, das an vielen Stellen Deutschlands in ähnlicher Weise erzählt wird.

Nr. 159. Schriftlich.

Nr. 160. v. Biedenfeld S. 359. — Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 214 Nr. 242. — Witzschel I S. 294 Nr. 302. — Kronfeld II S. 135 f. — Werner, Der betrogene Teufel, im Wartburgherold I Nr. 11 vom 1. September 1896 S. 213 f. — Mitzschke, Vom Ettersberge, in den Weimarischen Neuesten Nachrichten 1901 Nr. 253 vom 27. Oktober, zweites Blatt. — Mündlich. — Schriftlich.

Nr. 161. Mündlich.

Nr. 162. Schriftlich. — Vgl. Nr. 191. — Ähnlich ist in Ruhla die Sage vom Bieresel.

Nr. 163. Schriftlich. — Nach der deutschen Mythologie weidet die Himmelsziege Heidrun in den seligen Gefilden Walhallas auf dem Dache die Baumblätter ab und tränkt mit dem unversiegbaren Met ihres Euters alle Helden Walhallas. — In Jena bezeichnen die Studenten elende Reitpferde als Himmelsziegen.

Nr. 164. Mündlich. — Schriftlich. (Vgl. Nr. 134, 141 und 197.)

Nr. 165. Mündlich. — Schriftlich.

Nr. 166. Mündlich. — Schriftlich. — Die Eiche ist jedenfalls ein uralter heiliger Baum aus vorchristlicher Zeit gewesen. Da ein Waldgott Biel nicht

mehr wie früher von den Germanisten angesetzt wird, ist Bieleiche vielleicht = Bildeiche, d. h. eine Eiche, die als Götterbild diente, wie es noch jetzt manche Bildeichen in Deutschland gibt. Vgl. Holtzmann, Deutsche Mythologie S. 226.

Nr. 167. Kronfeld II S. 136.

Nr. 168. Mündlich.

Nr. 169. Schriftlich. — Die Sage ist novellistisch frei umgestaltet von K. Große, zuerst in der Thuringia, Zeitschrift zur Kunde des Vaterlandes S. 217 und wiederholt in seinen Gedichten S. 217—222. — Ähnliche Glockensagen finden sich ungemein häufig in allen Gegenden Deutschlands.

Nr. 170. Kronfeld II S. 119.

Nr. 171. Mündlich.

Nr. 172. Mündlich.

Nr. 173. J. Rehefeld, Blutgeschichte (1636) S. 102. — v. Falckenstein, Historia von Erfurt. — Kruspe, Die Sagen der Stadt Erfurt II S. 35. — Loth, Zornzeichen und Warnungszeichen, in den Jahrbüchern der Erfurter Akademie N. F. XXII S. 221. 225.

Nr. 174. Witzschel II S. 110 Nr. 136.

Nr. 175. Witzschel II S. 110 f. Nr. 136. — Mündlich. — Schriftlich.

Nr. 176. Hermann, Bibliotheca Erfurtina S. 101. — Witzschel I S. 293 Nr. 301. — Kruspe, Die Sagen der Stadt Erfurt II S. 91 f. Nr. 160. — Mündlich. — Die Sage ist ein Ableger der fast übereinstimmenden Sage vom Birnbaum auf dem Walser Felde bei Salzburg, die sowohl von A. v. Chamisso wie von A. A. L. Foller poetisch bearbeitet worden ist. — Vgl. Grimm, Deutsche Sagen I S. 30 Nr. 24; Grimm, Deutsche Mythologie S. 905 ff.; Simrock, Geschichtliche deutsche Sagen S. 174 f. 176 ff.

Nr. 177. Hiecke, Thüringer Heimatskunde. — Kruspe, Die Sagen der Stadt Erfurt II S. 91 Nr. 160. — Mündlich.

Nr. 178. J. Rehefeld, Blutgeschichte (1636) S. 2—4. — Loth, Zornzeichen und Warnungszeichen, in den Jahrbüchern der Erfurter Akademie N. F. XXII S. 224 f. — Wartburgherold IV Nr. 11 vom 1. März 1898 S. 264.

Nr. 179. Witzschel II S. 110 Nr. 136.

Nr. 180. Kronfeld II S. 112.

Nr. 181. Witzschel II S. 111 Nr. 138.

Nr. 182. Witzschel I S. 321 Nr. 333.

Nr. 183. Mündlich.

Nr. 184. Mitzschke, Nachweisungen über das Kloster Oberweimar, in der Weimarischen Zeitung 1893 Nr. 30 vom 6. Juni, erstes Blatt, S. 3, Spalte 2.

— M. Wieland, Die selige Lukardis, in der Cistercienser-Chronik 10. Jahrgang Nr. 113 vom 1. Juli 1898 S. 193—199. — Mitzschke, Thüringer Heilige und Halbheilige, in der Zeitung „Deutschland“ 1898 Nr. 318 vom 20. November, drittes Blatt, S. 2. — Vita venerabilis Lukardis monialis in Superiore Wimaria, edidit J. de Backer, in den Analecta Bollandiana XVIII (1899) S. 305—367. — Verschieden von der Oberweimarischen Lukard ist die heilige Lukard, die ebenfalls Cistercienserin war, aber in belgischen Klöstern lebte und schon 1246 starb.

Nr. 185. Thüringen und der Harz VII S. 199—201. Von dem Dichterling bearbeitet nach der Prosaerzählung bei Chr. A. Vulpius, Erlinde die Ilmnixe S. 122—126. — Ob der Sage etwas Volkstümliches zugrunde liegt, muß zweifelhaft bleiben, vermutlich ist alles von Vulpius frei erfunden, ebenso wie der Name „Erlinde“ und wie die Erzählung von einem anderen Schelmenstreich der Nixe, den Vulpius in der „Vorzeit“ III S. 285—292 unter der Überschrift „Lasse sich nur einer mit Weibern ein“ berichtet. — Heinrich Döring, geboren in Danzig am 8. Mai 1789, war erst Kaufmann, studierte dann in Jena Theologie und Philosophie, widmete sich dort endlich ausschließlich belletristischer Tätigkeit und starb daselbst am 14. Dezember 1862.

Nr. 186. K. Große, in der Thuringia, Zeitschrift zur Kunde des Vaterlandes S. 211. — Derselbe, Gedichte S. 216.

Nr. 187. Mündlich.

Nr. 188. Mündlich.

Nr. 189. Wittenberger, Dresdener, Zwickauer und Nürnberger Flugschriften. — Chronik des Joh. Oldecop, herausgeg. von Euling S. 485—489. — Hampe, Die fahrenden Leute S. 105—107. — Dorfzeitung 1902 Nr. 298 S. 5374.

Nr. 190. D. Förtsch, Eine Teufelserscheinung, im Wartburgherold IV Nr. 9 vom 1. Februar 1898 S. 213—215. — Die Mellinger Pfarrakten, auf denen der Bericht fußt, nennen keine Jahreszahl, sondern nur den Pfarrer Fr. Müller, der 1670—1701 in Mellingen angestellt war. In dieser Amtszeit ist der 4. Sonntag nach Trinitatis nur einmal, nämlich 1698, auf den 17. Juli gefallen (nach dem alten Kalender, der damals bei den Protestanten noch in Geltung war).

Nr. 191. Witzschel II S. 114 Nr. 144. Vgl. Nr. 162.

Nr. 192. A. v. B., Die Felsenburg Buchfart S. 44—49.

Nr. 193. Chr. A. Vulpius, Truthina das Wunderfräulein der Berge, in der „Vorzeit“ I S. 99—117. 205—231. 335—352 (bes. S. 111. 223. 350). — Derselbe, Thüringische Sagen und Volksmärchen I (auch besonders erschienen

1822 unter dem Titel „Truthina"). — Derselbe, Erlinde die Ilmnixe S. 134. 144—146. 185 f. — Thüringische Vaterlandskunde 1823 S. 408. — Witzschel II S. 133 Nr. 165. — A. v. B., Die Felsenburg Buchfart S. 11 f. 13 f. 17. 21. 30. 33. — Der Name „Truthina" scheint ebenso eine Erfindung von Vulpius zu sein wie die Benennung der Ilmnixe mit „Erlinde"; alle seine Sagenwiedergaben sind novellistisch kläglich verwässert und ausgeschmückt. — In Dörings Frauentaschenbuch für 1826 (Nürnberg) S. 145 ff. und danach wiederholt in J. Günthers Großem poetischen Sagenbuch des deutschen Volkes I S. 160—163 steht ein armseliges Gedicht von Fr. Krug von Nidda „Haimon und Truthina" über die Vermählung des Wunderfräuleins mit einem wilden Ritter, der schließlich den Hirsch der Truthina erlegt und dadurch sein Glück zerstört; eine volkstümliche Erzählung liegt dem schwerlich zugrunde.

Nr. 194. A. v. B., Die Felsenburg Buchfart S. 42 f. — Bechstein[3]-Berbig S. 288 Nr. 291 (als „Zwerglöcher" beiläufig erwähnt).

Nr. 195. A. v. B., Die Felsenburg Buchfart S. 37—41.

Nr. 196. Gräbner, Das alte Bergschloß Buchfart S. 15—17. — Gottschalck, Die Ritterburgen Deutschlands VI S. 66 f. — Thüringen und der Harz I S. 169. — Bechstein[3]-Berbig S. 287 f. Nr. 291. — A. v. B., Die Felsenburg Buchfart S. 41. — Eduard Müller, Weimar S. 158 f.

Nr. 197. A. v. B., Die Felsenburg Buchfart S. 23. (Vgl. Nr. 134, 141 und 164).

Nr. 198. Gräbner, Das alte Bergschloß Buchfart S. 29. — Kronfeld II S. 56. — Mitzschke, Die Römer in Thüringen und der Martinsberg bei Buchfart, in der Weimarischen Zeitung 1883 Nr. 181 vom 5. August, zweites Blatt. — A. Götze, Die vorgeschichtlichen Befestigungen auf der Martinskirche bei Hetschburg, in der Weimarischen Zeitung 1890 Nr. 38—40 vom 14.—16. Februar. — Führer durch Bad Berka, 2. Aufl. (1898) S. 21 f.

Nr. 199. A. v. B., Ilmsagen S. 75—90 (bes. S. 90). — Ob der Name des wilden Junkers „Marold" der Volksüberlieferung entspricht oder hinzuerfunden ist, läßt sich bei der novellistischen Bearbeitung des Stoffes nicht erkennen.

Nr. 200. Gräbner, Das alte Bergschloß Buchfart S. 29. — Ähnliche Sagen finden sich an verschiedenen Orten Deutschlands; aus Thüringen ist bekannt die Sage vom Trompeter von Rotenstein a. d. Saale.

Nr. 201. Witzschel II S. 112 Nr. 140. — Auch in Blankenhain ist der Rasselbock bekannt und wird zu Scherzen benutzt; vgl. den Aufsatz „Ein Rasselbocktreiben" in den Thüringer Monatsblättern VIII Nr. 2 vom Mai 1900 S. 12 f. — In der Gegend gilt „Rasselbock" auch als Schimpfwort für eine Frau, die im Hause viel Lärm macht.

Nr. 202. Kronfeld II S. 128. — Führer durch Bad Berka, 2. Aufl. (1898) S. 25. — Mündlich.

Nr. 203. Schriftlich.

Nr. 204. Mündlich. — O. v. Franke, Das Rote Buch von Weimar S. 104. — Lehfeldt, AGBezirk Weimar S. 284 = 84. — In vorgenommenen Ausgrabungen findet die Sage nach Mitteilungen des Ortspfarrers Thöllden keine Stütze; danach scheint der „Schloßappel" vielmehr eine Art Vorwerk gewesen zu sein, während das Schloß der Herren von Mellingen in der Nähe der Kirche gelegen haben dürfte.



Druckfehler.

S. 34 Z. 13 v. o. sind hinter „Mette" die Worte „in der Stadtkirche" einzuschalten.

